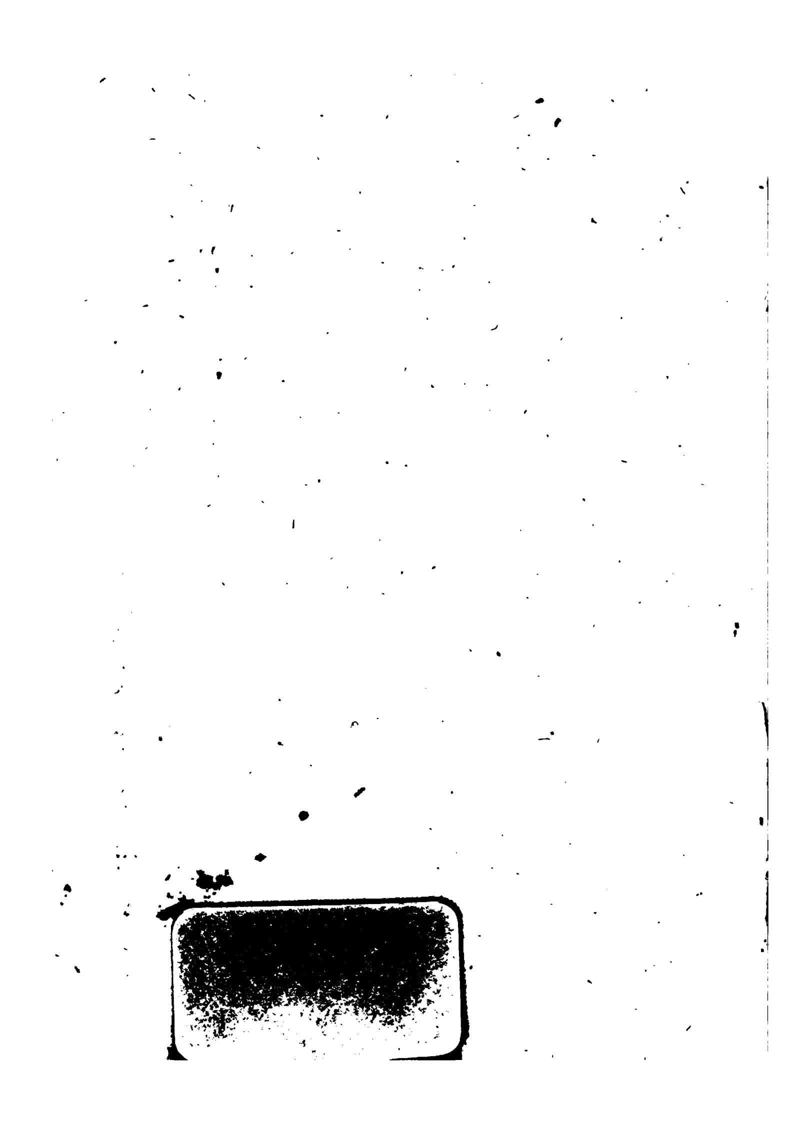
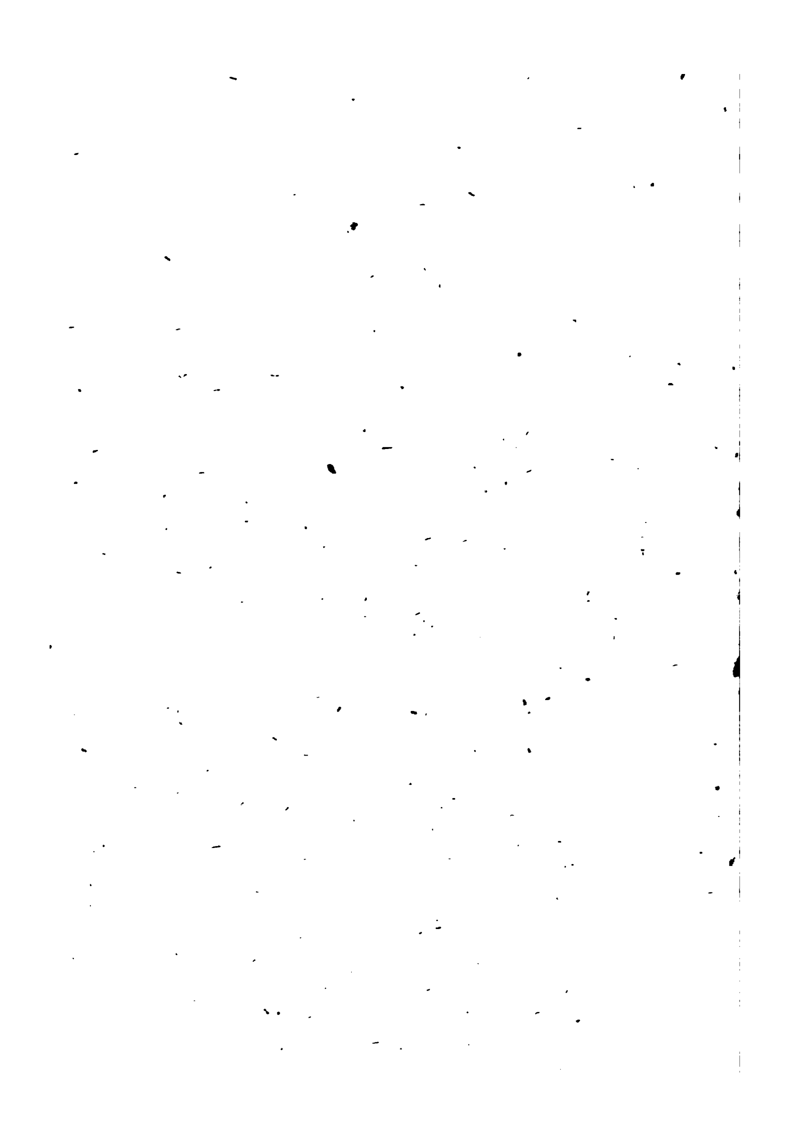

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07495147 0





Sämmtliche Werke

von

Caroline Pichler,

geborenen von Greiner.

9. Bändchen.

Wien, 1828.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.
Leipzig,
in Commission bey August Liebeskind.

Die Nebenbuhler.

Von

Caroline Pichler,

gebornen von Greiner.

Erster Theil.

Wien, 1828.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.
Leipzig,
in Commission bey August Liebeskind.

Erster Brief.

Herzoginn Alexandrine von Z** an Gräfinn Herminie von S**

K** den 26. März 1808.

Die ersten betäubenden Tage des Empfanges sind vorüber, es wird wieder stiller im Schlosse, und ich finde Zeit, um Dir, theure Schwester meiner Seele, zu schreiben. Rückgekehrt in die Umgebungen meiner Jugend, umringt von den Gegenständen, welche einst die ersten Gefühle in meinem noch dumpfen Sinne weckten, stehe ich verwundert, wehmüthig da, und frage mich bey der Stetigkeit der Dinge um mich her, bey dem Zurücktreten in die Vergangenheit — ob es denn wohl möglich ist, und ob keine Täuschung irgend eines Zaubers mich glauben mache, daß diese stolze Gestalt in düstern Trauerkleidern, mit den Spuren langen Grames und getäuschter Hoffnung in den tiefen Zügen, und

das fröhliche Fürstenkind, das einst durch diese Säle gaukelte, in diesen Spiegeln sich besah, und von der nahen Aussicht seiner Vermählung mit einem jungen, regierenden Fürsten sich nichts als goldene Tage versprach — ein und dasselbe Wesen sey?

Acht Jahre bitterer Leiden, noch bittrerer Enttäuschungen, sind über meinem Haupte hingegangen. Noch glänzen zwar die Locken desselben in hellem Gold. Kein Wunder wäre es, diese Zeit hätte sie gebleicht! Was habe ich nicht ausgestanden, was von allen dem gefunden, das schmeichelnde Umstände, meines Vaters Überredung und mein eigenes argloses Herz mir verhießen? Und diese Enttäuschungen fingen so schnell an! Das Schicksal war nicht ein Mahl so freundlich, mir Flitterwochen — Flitterstunden zu gönnen. Schon als ich — ich werde des Augenblickes nie vergessen! — als ich bräutlich geschmückt, im feyerlichen Staat, unter Lösung der Kanonen und Glockengeläute meinen Einzug in die Hauptstadt des nie gesehenen, in der Ferne angetrauten Gemahls hielt, mein Herz hoch aufschwoll bey dem Zujauchzen des Volkes, das seine blühende Fürstinn hoffnungsreich begrüßte, ein Ideal männlicher Schönheit, nach dem übersandten Portrait und meinem hei-

ßen Herzen geformt, mir vorschwebte, die Garden in blitzenden Uniformen mir entgegen sprengten, ich unter den schönen Männergestalten die schönste mit meinen Blicken suchte, und nun, von der schimmernden Generalität umgeben, die schmächtige verwelkte Gestalt in königlichem Schimmer sich zeigte, deren helle Uniform, mit Gold bedeckt, des bleichen Antlitzes und der kraftlosen Haltung gleichsam zu spotten schien, da, da, Herminie, fühlte ich, wie mein Herz von seiner stolzen Höhe sank, wie eine eiskalte Hand lähmend in meine heißen Gefühle griff! Meine Zunge erstarrte, mein ganzes Wesen war in Entsetzen und Weh aufgelöst. Das war der Mann, dem ich auf ewig angehörte!

Ich war unvermögend zu antworten, als er, an den Schlag des Wagens heranreitend, mich begrüßte. Ich sah nicht ein Mahl, was meine Damen sahen und sich zuflisterten: daß sein Anstand leicht und die Formen seines Gesichtes nicht unedel waren. Ich hörte nichts von dem Schwall wohlgesetzter Worte, womit er die ersehnte Gemahlinn empfing. Die Oberhofmeisterinn mußte mich erinnern, was ich zu thun hatte. Gott weiß, wie ich mich benommen, was ich gestammelt haben mag! Verlegenheit und Überraschung waren hier wohl natürlich; sie dienten auch mir zur Entschuldigung.

und so ahnete wohl Niemand, was in meiner gequälten Brust vorging. Der Herzog hatte sich indeß vom Pferde geschwungen, und mir die Hand zum Aussteigen gebothen. Sie war kalt, und ich glaubte die langen Finger in der meinigen klappern zu fühlen. O, der Todes-Frost ging bis an mein Herz! Der Augenblick hatte über mein Leben entschieden!

Wie ich seitdem gelebt, wie Unzufriedenheit und Widerwille, und späterhin Haß und Abscheu gegen ihn meine Brust erfüllten, wie es mir unmöglich war, an Einem Orte mit ihm auszuhalten, und mein Schicksal mich rastlos in der Welt herum trieb, den Frieden, die Seligkeit zu finden, ach! die nirgends wohnen können, als in der eigenen Brust des liebenden und wieder geliebten Weibes — das weißt Du. Auf jenen Reisen habe ich Dich wieder gefunden, die ich schon früher im Vaterlande gesehen, aber damahls im Rausch jugendlichen Frohsinns nicht erkannt hatte. Du fandest mich in dem Anschein von Glanz und Genuß, der mich rauschend umgab, Dein Herz las in dem verwandten Herzen, und wir verstanden uns. Aber auch von Dir mußte ich mich bald losreißen; denn es fiel dem Herzog plötzlich ein, daß meine Reise zu viel Geld kostete, nachdem die ungeheuern Sum-

men, welche er verschwendet, das Land erschöpft, die Finanzen zerrüttet, und eine allgemeine Einschränkung nothwendig gemacht hatten. Bey mir, der Gemahlinn, ward liebevoll damit der erste Anfang gemacht. Ich mußte zurückkommen. Ich sah das Elend des Landes, die Verwirrung in den Geschäften, ich hörte die Flüche, die über unsere Häupter ergingen, und nur mit peinlicher Anstrengung gelang es mir, die Macht, welche Andere mißbrauchten, an mich zu ziehen, dem verheerenden Strom der Mißbräuche Einhalt zu thun, und wieder so viel Ordnung in die Verwaltung zu bringen, daß ich sie, als endlich der frühzeitige Tod des Herzogs das Land von seinem Joche, mich von meiner schmerzlichen Kette erlöste, in leidlichem Zustande dem Bruder meines verstorbenen Gemahls übergeben konnte. Aber kaum war auch dieß geschehen, als ich ein Land floh, wo nur schmerzliche Erinnerungen mich bey allen Schritten umgaben, und hierher in meines Vaters Arme eilte.

Nun bin ich frey. Das Nachtstück meines Lebens sank hinter mir in den Strom, nicht der Vergessenheit, aber der Vergangenheit hinab. Es ist vorüber, und das Gefühl aufhörenden Schmerzes ist das einzige Gut, das ich genieße. Acht Jahre einer solchen Aufrei-

bung unter den gehässigsten Empfindungen, eines solchen freudenlosen Darbens an jedem besseren Gefühle, solcher stäten Kämpfe, haben jede Möglichkeit des Glücks in mir aufgezehrt. Ich bin alt geworden und nicht jung gewesen, ich war schön und glänzend, und nie geliebt. So stehe ich mit sechs und zwanzig Jahren, angeekelt von Allem, lebensmüde und vertrocknet, in einer mir fremden Welt. Wohl habe ich am Hofe meines Gemahls und auch hier eine Menge Leute kennen gelernt; Menschen? nur wenige. Wohl haben Viele mir gehuldigt, aus Eitelkeit, aus Absichten, aus Liebe vielleicht sich eifrig um mich beworben; Keiner hat mein Herz gerührt, keine Seele in der meinigen das genügende Gefühl des Verstandenseyns erregt. Ja, ich bin einsam unter einer Menge, die sich schmeichelnd, bewundernd, kriechend, um mich drängt. Mein Vater liebt mich; aber Jahre und eine ganz verschiedene Richtung des Geistes machen jenen Verein der Gemüther, jenes Entgegenkommen, jenes leise Berühren und doch vollständige Erkennen der Seelen unmöglich. Warum bin ich auf der Welt? So frage ich mich jeden Morgen, wenn das zweck- und freudenlose Tagwerk des Aufstehens, Ankleidens, Ausfahrens und tausend nichtiger Geschäftigkeiten beginnt, und: wozu hast du

gelebt? ist meine eben so ertödtende Frage, wenn meine Kammerfrauen Abends all' den unnützen Staat von mir nehmen, und das einsame, o wie oft mit Thränen benetzte, Lager mich empfängt. Mein Daseyn ist ein nebliger Abgrund, und kein freundlicher Stern hat seit den rosigen Tagen meiner Kindheit es erhellt, keiner wird es mehr erhellen!

Zweyter Brief.

Dieselbe an dieselbe.

K** den 13. May 1808.

Ich habe eine Erscheinung gesehen, die erste dieser Art hier am Hofe, vielleicht die erste in diesem Sinne in meinem Leben. Gestern fuhr mein Vater mit mir nach Lindenhain. Es war ein schöner, warmer Lenztag nach ein paar stürmischen Wochen, welche uns die Blüthenzeit und den Anblick der auflebenden Natur verwehrt hatten. Du weißt, wie mein thörichtes Herz noch so warm schlägt, und in Ermangelung mitfühlender Menschen nur desto kindlicher an der Natur hängt, die allein ewig treu und ewig wahr an dem Ankergrunde festhält. Es war mir ein Festtag, Lindenhain, das immer geliebte Schlößchen, den Schauplatz meiner Kindheit, meiner ersten und einzigen Lebensfreuden wieder zu sehen.

Der Morgen war so lau, die Luft so gläsern rein; die Gegenstände schnitten sich in so scharfen Umrissen gegen den tiefblauen Himmel ab, von dem die Stürme der vorigen Tage alle trüben Dünste fortgeblasen hatten. Mein armes Herz ging weit auf. Ach, wer das von sich sagen könnte? Wem die Stürme des Lebens, nachdem sie ausgewüthet, auch einen so reinen Himmel in der Seele hinterließen! — Nun fuhren wir die kleine Anhöhe hinauf, nun waren wir oben, und nun lag das freundliche Thal mit dem netten Schlosse, den zierlichen Anlagen, dem wohlgebauten Dorfe hinter Weiden und Erlen halb verborgen, in allem seinem Frieden und seiner jugendlichen Frische vor uns. Ach, es war meine Jugend selbst, die in diesem lieblichen Bilde mich anlächelte! An der Allee stieg ich aus — mein schwellendes Herz vertrug das Eingeschlossene des Wagens nicht mehr — und ging zu Fuß auf den Garten zu. Wie schön, wie wunderbar herrlich strahlte mir dieser in der Farbenpracht des Frühlings entgegen! Zu meinen Füßen ausgebreitet lag der glänzende Teppich eines großen Rasenplatzes vom feinsten Grase, rings herum erhoben sich Gebüsche und Bäume in jugendlicher Frische, hellgrüne Fliedersträuche, mit weißen und blauen Blüthen-

dolden bedeckt, über ihnen das hangende Gold der Cytisus-Trauben, mit denen der Morgenwind spielte, und die wunderbare Cercis mit den blaßröthlichen Blumen, die, aus dem harten Holz in verschwenderischer Fülle hervorgetrieben, mir ein Bild meines Herzens waren, das troß seiner Verarmung noch fähig blieb, Blüthen des Gefühls und der Freude im Frühling zu treiben. O, dieß Farbenspiel, mit dem verschiedensten Grün mahlerisch vermengt, diese Düfte, diese schlagenden liebenden Vögel, die in den Jubel der Natur hineinjauchzten, diese Herrlichkeit des Frühlings! — Ich war außer mir! Mein Vater folgte mir, von dem Hofgärtner begleitet, und vergaß in Anordnungen und Planen für künftige Freuden und Schönheiten allen Genuß der gegenwärtigen, in denen ich schwelgte. So sind die Menschen! So wenig verstehen sie die seltnen Blumen, die das karge Geschick ihnen streut, aufzugreifen und sich ihrer zu freuen.

Ich schlenderte fort und war nahe an das Plätzchen gekommen, wo einst die Traueresche über dem kleinen Tischchen, an dem ich in meiner Jugend saß, und las oder nähte, sich damahls noch mit wenigen Ästen beugte. Jetzt sah ich mit Staunen eine dunkle, reichbehangene Laube ihre weinenden

Äste über das Tischchen breiten. Ich seufzte. Sie war reich und blühend; ich war vergangen! Aber es war ja eine Trauer esche, und die hatte mein Schmerz groß gezogen. Da hat sie wohl wachsen können!

Jetzt stand ich am Eingange der Laube, und erschrack; denn in dem Augenblick erhob sich ein junger Mensch, der hier gelesen hatte, etwas langsam von der Bank, schien eben so betroffen, mich zu sehen, und trat mit einer anständigen Verbeugung seitwärts. Es war eine edle Gestalt. Ausdrucksvolle Augen, etwas düster überschleyert, strahlten mir entgegen; doch trugen Züge und Haltung das Gepräge des Leidens. Ich weiß nicht, warum sein Anblick mich so besonders ergriff. Ich hatte schönere, ich hatte imposantere Gestalten gesehen; dennoch fühlte ich mich verlegen. Mein Vater, der in diesem Augenblicke mit dem Gärtner zu uns trat, brachte Alles bald in's Geleise. Ach, lieber Elmwald! hörte ich ihn mit freundlichem Tone sagen: Wie freut es mich, Sie im Freyen zu sehen! So sind Sie wieder wohl?

Nicht völlig, Eure Hoheit! erwiederte der junge Mann, aber unendlich besser durch die gnädige Erlaubniß, hier zu wohnen und der erquickenden Luft zu genießen.

Mein Cabinets-Sekretär Elmwald! sagte hierauf mein Vater, indem er sich zu mir wandte, und mir den jungen Mann vorstellte — und zu ihm: Meine Tochter, die verwitwete Herzoginn von Z..!

Bey diesen Worten glaubte ich eine schnelle Bewegung über des Fremden Züge fliegen zu sehen; er verbeugte sich ehrfurchtsvoll und trat zurück. Das ist der Fluch der Hoheit! dachte ich: Warum mußte der Vater mich nennen? Warum konnte ich nicht als Mensch dem Menschen gegenüber stehn?

Können Sie uns begleiten, lieber Elmwald? fragte mein Vater liebreich: So gehn wir ein wenig zusammen durch den Schloßgarten. Meine Tochter hat das Alles seit acht Jahren nicht gesehen. Da ändert sich freylich Vieles.

Elmwald verbeugte sich: Ich werde folgen mit Eurer Hoheit Erlaubniß. Mein Vater gab mir den Arm, Elmwald und der Hofgärtner traten uns nach. Ich sah, daß dem jungen Mann das Gehen noch ein wenig beschwerlich fiel, und ich wußte es so einzurichten, daß wir langsam gingen und mein Vater über allerley Bemerkungen und Reden zum Gärtner öfters stille stand. Dann waltete das Gespräch zwischen mir und Elmwald. Es

betraf, wenn Du willst, nichts als den Frühling, den Garten, die Pflanzen; aber Du weißt, was wir so oft im Leben erfuhren, wie so gar wenig darauf ankommt, was, sondern wie man spricht, wie der Geist in einzelnen Worten, in Auffassungen, ja in Lauten und Blicken sich kund gibt, wie gleich Alles Leben bekommt und Leben weckt, und in gehaltvollen Seelen die Natur, die Menschheit, Alles sich klar, tief und edel abspiegelt, so wie eine Landschaft verschönert aus dem schwarzen Spiegel als ein holdes Kunstwerk uns entgegen strahlt, indeß alltägliche Seelen, gleich gewöhnlichen Spiegeln, das Bild, wie es ist, oder wohl gar unklare, zerfahrne Gestalten wieder geben.

So ging es hier. Elmwald schien mich zu begreifen. Ich begriff ihn ganz. Diese wenigen Stunden genügten für vierzehn Tage stätigen Beysammenseyns. Mein Vater zog ihn zur Tafel. Er durfte nur wenig und nicht von allen Speisen essen. Ich war dafür besorgt, und es freute mich, daß ich es seyn durfte. Er erkannte es mit zarter Ergebenheit. Über Tische erfuhr ich nun, daß er schon seit drey Jahren an meines Vaters Hof diene, daß er sich diplomatischen Geschäften zu widmen denke, und eine Anstellung bey einem Gesandtschaftsposten suche. Den Winter über hatte er lange gekränkelt,

eine Folge vieler Arbeiten und Nachtwachen. Der Zustand war gegen den Frühling zu so bedenklich geworden, daß ihm der Arzt jede Anstrengung verboth, und mein Vater, der den jungen, talentvollen Mann liebt und als Geschäftsmann nothwendig braucht, ihn hierher schickte, um in Einsamkeit und gesunder Luft sich zu erhohlen. Die Art überhaupt, wie der Vater ihn behandelte, und wie Er sich gegen diesen betrug, zeugte von der höheren Natur, die hier waltete, von der Macht der Persönlichkeit, die überall hin, wo ihre Strahlen leuchten, sich ihrer Gewalt über die Gemüther mit Sicherheit erfreut.

Nach Tische wurde ein Gang in die Wirthschaftsgebäude vorgeschlagen. Ich hätte mich gern von der Promenade dispensirt. Ich liebe es nicht, das dessous des Cartes im menschlichen Leben zu sehen, und, was zierlich und mit poetischer Äußerlichkeit da steht, gleich dem Landleben und seinen einfachen Genüssen, nun mit prosaischer Genauigkeit, wie es langsam, mühevoll und oft gemein entsteht, genau zu untersuchen. Auch schien es mir billig, die Kräfte eines Reconvalescenten nicht so unbescheiden in Anspruch zu nehmen. Der Meierhof ist ziemlich vom Schlosse entlegen, und ich kenne meines Vaters Liebhaberey, dem, wenn er ein

Mahl im Zuge ist, kein Ort zu entfernt, kein Weg zu schlecht scheint, um Dieß oder Jenes selbst in Augenschein zu nehmen.

Glücklicher Weise fiel mir die treffliche Kupferstichsammlung oben im Cabinett des linken Eckthurmes ein, mit der herrlichen Aussicht über Gärten und Umgegend, die mir einst so manche vergnügte Stunde gewährt hatte, als ich noch unverständig mit blinden Augen, bloß durch einen innern guten Sinn geleitet, diese Meisterwerke mehr bewundert als begriffen hatte. Jetzt, nachdem ich in Italien und Deutschland das Beste, mag ich wohl sagen, das die Jahrhunderte hervorgebracht, gesehen habe, jetzt, da mein Blick eingeweiht ist, durfte ich mir einen Genuß würdigerer Art versprechen, einen Genuß, noch gewürzt durch die Theilnahme eines regen, feingebildeten Geistes. Ich erhielt von meinem Vater die Erlaubniß, zurück zu bleiben, und ich fragte Elmwald, ob er die Sammlung schon gesehen und mich begleiten wolle? Er nahm den Vorschlag mit freudiger Lebhaftigkeit an. Ich ergriff seinen Arm, gleichsam um mich an ihm zu führen, im Grunde um ihn auf der steilen Treppe zu unterstützen, wenn ihm vielleicht das Steigen zu beschwerlich fiele; und ich kann dich versichern, daß die Mischung von Bescheidenheit, Überraschung

und Selbstgefühl, welche sein Benehmen in diesen Augenblicken ausdrückte, mir ganz besonders wohlgefiel. So muß der Mann, der seinen Werth fühlt, aber den Unterschied der Stände kennt, sich gegen Höhere benehmen; es ist die einzige Art, um sich zu behaupten, und uns nicht zu verletzen.

Oben saßen wir nebeneinander in dem lieblichen, runden Cabinett — da hinüber durch die hohen Bogenfenster die Aussicht auf den unten gelegenen Garten, auf die nahen waldbekrönten Hügel voll Frühling, voll Blüthen, voll erwachenden Lebens und Liebens — dicht vor uns die Meisterwerke der bildenden Kunst, von welchen unsere Augen öfters abschweiften, um die Wirkung der Beleuchtung bey einem heraufziehenden Gewölk im Süden zu bemerken, gegen dessen graublauen Hintergrund die hellgrünen Acacien und Birken der Anhöhe wunderbar hervortraten — zwischen uns ein lebhaft wechselndes Gespräch über Kunst und Natur, bey dem Elmwald einen erstaunenswürdigen Schatz von Kenntnissen und Kunstsinn entfaltete — überall Berührungen, überall Puncte des Zusammenklanges der Seelen! Es waren zwey köstliche Stunden! Auch schien sich Elmwald heiterer zu fühlen, als am Morgen, alle Spuren seiner Erschöpfung waren verschwunden, und herzlich lachend über ei-

nen komischen Auftritt im Schloßhofe, dessen Zeugen wir vom Fenster herab waren, traten wir endlich dem Vater entgegen, als er mich zum Fortgehen abhohlen ließ.

Im Nachhausefahren ergoß sich dieser unerschöpflich zu Elmwalds Lobe. Seine Pünctlichkeit, sein Eifer, seine vielseitigen Kenntnisse und die Gewandtheit, mit der er jedes Geschäft sogleich aus dem richtigen Gesichtspuncte zu fassen und mit Kraft zu behandeln wisse, waren eben so viele Capitel dieser Lobrede, in die ich gern einstimmte. Er wird seinen Weg machen, schloß mein Vater endlich: Es ist nur Schade, daß er nicht von Geburt ist, er könnte es bis zum Minister bringen. Mir that dieß Lob wohl, noch wohler die wahrhaft väterliche Zuneigung, mit der der würdige Greis von dem Jünglinge sprach, dessen kräftige, blühende Jugend ihn so wohlthätig angeregt zu haben scheint.

Seitdem — es sind ungefähr zehn Tage — habe ich Elmwald nicht wieder gesehen. Er ist noch in Lindenhain, wo ihn der Befehl des Arztes und seine Schwäche festhalten. Sonst, denke ich, wäre er wohl vielleicht schon hier! Meinst Du nicht auch?

Reden indessen von ihm und ihn preisen höre

ich hier genug. Kein Wunder! Es würde hinreichen, daß man ihn als den Liebling des Herzogs kennte, um ihn, auch unbegriffen und vielleicht im Herzen gehaßt, doch von den feilen Seelen des Hofgesindes umschmeichelt und umkrochen zu sehn. Hier aber ist noch eine Persönlichkeit, die auch ohne Fürstengunst und Glanz durch sich allein steht und herrscht.

Sieh, Herminie, so war dieser Tag, still, angenehm und höchst merkwürdig! denn ich habe einen Menschen kennen gelernt. Hier sind nur Puppen und Affen um mich.

Dritter Brief.

Gräfinn Herminie von S** an die Herzoginn Alexandrine von Z**.

Rettlingen den 20. May 1808.

In einer recht trüben Stimmung, theure Freundinn! traf mich Dein Brief vom 26. März, und half sie nicht zerstreuen. Der Scheidungsprozeß geht nur langsam vorwärts. Die Familie des Grafen macht mir tausend böse Einstreuungen, indem sie ihn zu Schritten verleitet, die er für sich gewiß nicht thun würde. Indeß, ich weiche nicht. Ich werde fest auf meinen Forderungen beharren, die allein mir eine leidliche Existenz sichern, und für die schönen, hingeopferten Jahre, nicht entschädigen, aber lohnen sollen. So hetzt und plagt Eines das Andere und erschwert die gemeinsam nachtheilige Lage, und gerade in einem solchen auf-

geregten Augenblick kam Dein Brief. Ich kann Dir nicht sagen, wie weh, wie geisterhaft grauenvoll mir ward bey der Beschreibung Deiner Rückkehr in das väterliche Haus, Deines jetzigen Seyns in all' den Umgebungen, die nicht mehr zu Dir, wie Du nicht mehr zu ihnen passest. Ich sah Dich vor mir, tief in Trauerkleider verhüllt, die nicht Dein Gefühl, nur die Convenienz um Dich warf, und die doch so ganz und innig zu Deinem Schicksal gehören, indem sie in wunderbarer Verwechslung nicht Deinen Witwenstand in den Weltverhältnissen, sondern die Verarmung und Verödung Deines zerstörten Innern bezeichnen. Ich sah den ernsten Ausdruck in den seelenvollen Zügen, die freye Stirn, von jenen hellen, goldnen Locken umkränzt, die schon so manchen Dichter zum Singen begeistert hatten, ich sah die Hoheit der königlichen Gestalt, so ganz zur Liebe und Herrschaft geboren, und so um allen Genuß des Lebens betrogen, nun mit dem Geschick um die verlorne Jugendlust rechtend, die sie einst in diesen Gemächern, in diesen Umgebungen beseligt hatte, mit wunder Seele nach einer einzigen Blüthe umschauend, wie sie ihr einst hier zu tausenden entgegengeduftet, und nun keine — keine Einzige in der öden Gegenwart sich zeigen wollte; und ich fühlte mit Dir

im Innersten meines zerrissenen Herzens. Ach, ich kenne ja diese Art von Leiden, die bitterste, die in einer menschlichen Brust wüthen kann! Habe ich nicht auch eine hingeopferte Jugend an der Seite eines welken Greises zu beweinen? Und wenn ich es vermochte, ein Band mit Entschlossenheit zu zerreißen, dessen Druck ich nun und nimmer auszuhalten im Stande war, so war es mein untergeordnetes Verhältniß, das mich begünstigte, wo Dir, der fürstlichen Frau, auf welche das ganze Land seine Blicke richtete, diese Rettung versagt war. Gelitten hatte ich wie Du, verloren wie Du, und noch mehr; denn ich hatte geliebt, ehe man mein hochschlagendes, blutendes Herz in die Fesseln der allerungleichsten, allerunglücklichsten Ehe zwang.

So verstand ich bis auf die leisesten Anklänge Deinen Brief. Vor Allem ergriff mich die Schilderung Deines ersten Zusammentreffens mit dem verstorbenen Herzog von Z**. Du hast mir wohl in unserm früheren Beysammenseyn Vieles erzählt, und manche Scene Deines freudenlosen Lebens aus der trüben Nacht heraufbeschworen, welche Zeit und gewaltsames Niederkämpfen darüber gebreitet hatten; diese furchtbare Propyläe Deines Geschickes, dieses vorahnende Erkennen, das

in dem ersten Momente alle Gräuel und Jammer der Zukunft zu empfinden gab, habe ich nicht gekannt.

Mehr beruhigt haben mich Ton und Inhalt Deines zweyten Briefes. Aber darf ich es sagen? Meine fürstliche Freundinn ist wohl ungerecht gegen sich und Andere. Elmwald ist unstreitig eine bedeutende Erscheinung, vielleicht die bedeutendste, die Dir in K.. vorgekommen seyn mag. Ich weiß Manches aus früheren Verhältnissen von ihm. Aber hast Du unsrer Italienischen Freunde, hast Du so manches merkwürdigen Begegnens auf unsern Reisen am Rhein und im nördlichen Deutschland so ganz vergessen? Oder wäre es auch möglich? Alexandrine von Z**, prangend in allem Liebreiz des Körpers und in allem Reichthum der Seele, sollte wirklich sechs und zwanzig Jahre alt geworden seyn, und nie das Gefühl leidenschaftlicher Liebe eingeflößt, nie einer vorzüglichen, sie ganz begreifenden Männerseele begegnet haben? Aber freylich! Welche Erscheinung könnte auch Dir genügen, wenn Du fremde Leistungen nach Deinem 'eignen Werth berechnest und fordern willst, was Du gibst, was Du bist? Du wirst mich keiner Schmeicheley zeihen. Drey Jahre haben wir auf Reisen zusammen gelebt, in hundert Lagen und

Stimmungen habe ich Dich beobachtet; wie ich, kennt Dich Niemand, und so wiederhohle ich es noch ein Mahl: Du wirst nie finden, was Du suchst, wenn Du suchst, was Dir gleich ist.

Ein Zufall hat mir längst einige Notizen über den interessanten Jüngling zugespielt, dessen erstes Auftreten unter den romantischen Umgebungen des schönsten Frühlings-Gemähldes Dir so überraschend erschien. Dumesnard — Du erinnerst Dich des treuen Freundes wohl noch aus Mailand? — hatte ein Geschäft seines Hofes vor anderthalb Jahren hierher geführt. Es war Elmwald, Deines Vaters Cabinetssekretär und Vertrauter, an den man ihn in geheim gewiesen. Öffentlich ging die Sache ihren Weg durch den Minister. Dumesnard war eben so erstaunt über die ausgebreiteten Kenntnisse des jungen Mannes, als mit Achtung erfüllt durch die feste Redlichkeit, mit der er jede Probe der Versuchung bestand. Es soll ein seltsames Gemisch von düstrer Heftigkeit und strenger Selbstbeherrschung in dem jungen Mann seyn. Besonders hält ihn Dumesnard in Verdacht der Gleichgültigkeit gegen unser Geschlecht. Er erklärte das aus seinem aufstrebenden Ehrgeiz, und sieht den Ruhm für die Schöne an, um deren Gunst er buhlt. Manche denken anders von ihm und glauben, es

läge eine tiefe Leidenschaftlichkeit und eine große Fähigkeit, innig zu lieben, in seinem Gemüth. Ob sie richtig gesehn: willst Du es in einiger Zeit beantworten?

Noch einen Wunsch, eine Frage hätte ich Dir vorzutragen. Der Frühling ist erwacht; durch Deinen Brief spielen seine schönsten Strahlen, und klingen seine süßesten Töne. Sie rufen mir das Land der reichen Farben, der holden Klänge zurück. Zauberisch steigen die hesperischen Gefilde vor dem Blicke meines Geistes empor. Ich sehe die warmen Farbentöne, die Pinien schaukeln sich in lauen Lüften, Oleander- und Pomeranzendüfte wehen mir entgegen, die Kunst — die alte, wie die neuere — thut ihre Schätze vor mir auf, und eine unendliche Sehnsucht ergreift mich. O laß uns gehn! Dahin möcht' ich mit Dir, Du Seelenschwester, ziehn, damit die wunden Herzen sich wieder ausheilen und die Leiden, welche die rauhen Lüfte des Nordens und der rauheren Wirklichkeit in diesen ehrbar förmlichen Verhältnissen der sogenannten großen Welt unsern Körpern, wie unsern Geistern zugefügt, wieder unter dem milden Himmel, in dem zwanglosen Weben und Treiben eines Volkes gesunden, das genügsam und phantasiereich genug ist, um nicht vom armen

täglichen Erwerb beängstigt zu werden, das sich frey in freyer Natur bewegt, und den Becher unschuldigen Lebensgenusses bis auf seinen Boden ausleeren darf, ohne bey jedem Tropfen die Convenienz zu fragen, ob's auch erlaubt ist! Mit einem Worte, meine Reiselust ist wieder erwacht. Lange an Einem Orte zu weilen ist mir nicht möglich. Wozu auch? Ohne Gemahl, ohne Kinder, ohne Ein theures Wesen, das ich m e i n nennen, dem ich ganz angehören dürfte, ist mein Vaterland überall, wo wenigstens die Bedingungen meiner physischen Existenz fröhlich und genügend erfüllt, und die Forderungen meiner geistigen Bildung befriedigt werden. Italiens Lüfte wehen mich heimathlich an. Dort war ja auch Dir so wohl! Dort ruhte Dein gepeinigtes Gemüth von ewigen Entsagungen aus! O laß uns ziehn!

Vierter Brief.

Herzoginn Alexandrine von Z** an die Gräsinn Herminie von S**.

Lindenhain den 6. Junius 1808.

Du willst Dein Vaterland wieder verlassen? Unstäter Geist! Unstäteres Herz! Doch ich tadle Dich nicht. Wer gelitten hat wie Du, und einzeln steht wie Du, flieht gern den Schauplatz trüber Ereignisse, und wendet sich dorthin, wo in fremder Ferne kein Gegenstand schmerzliche Erinnerungen weckt, wo das Ungewohnte, Neue selbst Zerstreuung verspricht, und die hundert Meilen von uns Gebornen uns nicht fremder erscheinen, als die herzlose Mitbürgerschaft, die ohne Sinn und Begriff für unser eigenstes Selbst, verletzend und anmaßend, an dem Heiligthum unserer Seele rührt und meistert.

Ich würde Dir folgen, Herminie, wenn mein

Vater nicht wäre. Nach acht Jahren der Trennung hat die endliche Lösung meiner Fesseln mich wieder mit ihm vereinigt. Ich bin zwar nicht sein einziges Kind, aber seine einzige Tochter, das einzige Wesen, das nach dem Tode der Mutter und der Entfernung der Brüder in fremden Kriegsdiensten, um ihn leben, ihn erheitern, ihm nothwendig werden kann. Das gibt meiner zwecklosen Existenz Gehalt, und wenn der edle Greis sich in meinem Umgange belebt, gestärkt zu seinen schweren Geschäften fühlt, wenn er mir Manches vertraut und manche Sorge in meine Brust niederlegt, so erkenne ich: es wäre pflichtwidrig, ihn zu verlassen.

Auch sorgt er liebevoll für mein Vergnügen. Seit acht Tagen bewohne ich Lindenhain. Er hat mir die Erlaubniß hierzu ertheilt, weil er weiß, wie sehr ich von jeher dieses Plätzchen geliebt, und es allen unsern größern, prächtigeren Schlössern vorgezogen, wie hier die unschuldigen Geister meiner Kindheit mich beruhigend umschweben, und in dem Frieden der Natur, und süßer, wenn gleich wehmüthiger Erinnerungen das peinlich aufgeregte Gemüth sich zu stillen anfängt. Die Residenz ist drey Meilen von hier entfernt; Zwischenraum genug, um überlästige Gäste abzuhalten, und doch nahe genug, daß mein guter Vater mich jede Wo-

che ein auch zwey Mahl besuchen und das Nöthigste mit mir besprechen kann.

Ich bin überdieß nicht ganz allein. Der Schloßcaplan, ein ehrwürdiger Greis, der Lehrer meiner Jugend, lebt noch hier. Auf eine Viertelstunde vom Park wohnt in einer kleinen, niedlichen Villa die Witwe unsers braven Generals von F** mit zwey halberwachsenen Töchtern, holden, kaum entfalteten Blüthen, sie selbst eine geistreiche Frau, der ich nichts auszustellen wüßte, als die gar zu große Klarheit, ich möchte sagen, Durchsichtigkeit ihrer Denkart und Anschauungsweise, die in dieser ehrbaren Kälte und Einfachheit sich der gemeinen Prosa nähert. Dann bewohnt auch noch Elmwald das Schloß, weil der Rath des Arztes ihm nicht erlaubet, sich schon wieder in die Geschäfte zu stürzen. Mein Cirkel ist klein, aber gewählt, und ich könnte ihn in keiner Residenz besser finden, wenn auch Du Dich entschlössest, hierher zu kommen. Sieh, Du fändest hier in einem Kreise von sechs Personen das menschliche Leben in allen seinen reichsten Verhältnissen und Entfaltungen vor Dir. Kaum bewußte, hoffnungsreiche Jugend, männliche Kraft und kühnes Aufstreben, hier ein Wesen, mit aller Fähigkeit und allem Wunsch zu lieben und durch Liebe glücklich zu seyn, in Mitte der stolzen Lauf-

bahn durch ein grausames Schicksal gehemmt, gebrochen, dort die Matrone mit dem von jeher ruhigen Sinn in alltäglichen Verhältnissen ehrbar und einfach, und endlich das ehrwürdige Alter, das durch Zeit und Erfahrung, über die Stürme des Lebens erhaben, längst schon nur mit und in Andern noch von der Welt und ihren Leiden berührt wird. O komm zu uns! Es ist sehr schön hier.

Vor Allem anziehend sind die stilleren Abende. Die Witterung ist kühl, unsere Spaziergänge geschehen also in den Nachmittagsstunden; denn das schöne Vorrecht des Landlebens, der Natur und den einfachen Sitten näher zu seyn, hat mir die Freyheit gegeben, auch meine Tagesordnung ihren Forderungen gemäß einzurichten. Nicht nach der Weise schwelgender Städter, die erst lange darnach, wenn die arbeitende Classe sich müde geschafft hat und Stärkung in der Nahrung sucht, vom künstlichen Reize ausgesuchter Mischungen die Eßlust erwartet, welche jenen der Fleiß gibt, gehen wir hier sehr zeitig zu Tische. Ein einfaches Mahl wird gegen zwey Uhr aufgetragen, wenige, gewählte und auch einem Greise oder Kranken zuträgliche Speisen; denn Du weißt, ich mag, ich darf nach dem Rath meines Arztes nicht allein essen. Er kennt meine Unart, wenn ich allein bey Tische bin, mit

dem Buch in der Hand die Speisen zu verschlingen. Ach, einst mußte ich so leben, wenn ich nicht mit Jenem speisen wollte, dessen Gegenwart mir jedes Mahl vergiftete, und die Geschäfte und Sorgen, welche damahls auf mir lagen, gestatteten mir auch kaum mehr Frist zu dieser Erhohlung. Ich habe also meinen Gast hier im Schloß an meine Tafel gezogen, und oft leistet uns auch der gute Abbé Gesellschaft. Nach Tische, wenn ich Elmwald in seinem Zimmer habe ausruhen oder ein Bißchen schlummern lassen, kommt er, mich abzuhohlen, und wir streifen in den nächsten, wirklich mahlerischen Umgebungen umher, meistens von der Generalinn oder einer ihrer Töchter oder ein Paar meiner Frauen begleitet, gehen auf benachbarte Dörfer, ersteigen die waldigen Hügel, und genießen mit vollen Zügen des Lenzes und der Natur. Gegen sieben Uhr sind wir dann alle Mahl zurück. Auf der Terrasse vor dem Schloß wird das Abendbrot aufgetragen. Uns gegenüber sinkt die Sonne in feurigen Strahlen hinter die waldigen Berge, ein Heer rosenrother Wölkchen zerstreut sich über unsern Häuptern, die leisen Lüfte bringen uns Düfte der Blüthen oder des wohlriechenden Heues, das hier und dort auf den Wiesen liegt, das Geräusch des Tages verstummt, die kleine Gesellschaft verläßt

uns, und es wird still um uns her. Nun erheben tausend Nachtigallen in den Büschen ihren schmelzenden Gesang voll Sehnsucht und Liebe; dann liest mir Elmwald mit seiner richtigen Declamation, mit dem Feuerausdruck seiner Flammenseele irgend ein schönes Gedicht vor, oder sagt ein anderes, das sein Gedächtniß mit so vielen andern Schätzen der Wissenschaft bewahrt, und meine Seele versinkt in süße Träumereyen. Es wird stille in mir, und alle Schmerzen meiner Vergangenheit schlummern ein in diesem Frieden der Dämmerung, unter den Tönen der Nachtigallen, unter den Worten meines Begleiters. Zuweilen unterbricht er sich mit einem Ausruf, wenn ihn die Schönheit des Abends, oder eine Stelle seines Gedichts, oder vielleicht ein Gedanke tief und schnell erregt, und Blitze von Betrachtungen und Empfindungen sprühen aus seiner Seele. Oft auch scheint ein weicheres, fast wehmüthiges Gefühl sich seiner zu bemächtigen. Er verstummt im Lesen, das Buch entsinkt seiner Hand, sein großes, dunkles Auge umschleyert sich mit einer Thräne. Dann blickt er vor sich hin, und dann empor, und wenn sein Blick, in Zähren schwimmend, mich trifft, dann sinkt er schnell zu Boden, aber sein Ausdruck schwindet nicht so schnell aus meiner Seele. O diese nassen Augen

erscheinen mir überall, sie verfolgen mich in den Stunden der Einsamkeit, ich sehe sie vor mir, wenn ich lese, wenn ich arbeite, sie erscheinen mir in den dunkeln Stunden der Nacht. Warum thränt sein Auge? Was ist der Schmerz, der diese sonst kräftige Seele bewegt? Wem gilt der halbentflohene Seufzer? Soll ich — darf ich deuten?

Ich mag nicht forschen, ich will nicht grübeln, nicht wissen; ich will mit halbgeschlossenem Auge, mit gefangenem Sinn die Freuden genießen, welche die Gegenwart mir beuth. Mit Bienenlippen, wie Matthisson singt, will ich kindlich daran hangen; denn ich fürchte, daß auch sie mir entfliehen, und sich an meine Vergangenheit reihen möchten. Was dieser angehört, ist dunklen Mächten verfallen! Lange wird meine stille Lust ohnedieß nicht ungestört währen. Elmwald spricht sehr ernstlich davon, daß er zu seinen versäumten Geschäften zurückkehren müßte. Ich werde mit dem Leibarzt, der ihn behandelt, reden, und nicht geschehen lassen, was ihm schädlich seyn könnte. Oder fürchtet er den Aufenthalt in Lindenhain?

Fünfter Brief.

Eduard von Neuenbach an Raphael.

D..g, den 14. Junius 1808.

Deinen Brief vom letzten May erhielt ich erst gestern. Laß Dir herzlich, mit ganzer Seele dafür danken! Er enthält in seiner theilnehmenden Sprache wie in seinen Rathschlägen, deren Weisheit ich wohl einsehe, neue Beweise Deiner Liebe. Aber, Freund, zürne mir nicht! Befolgen kann ich sie nicht. Höre meine Gründe!

Ich kann nicht weg von hier. Du wirst mich wieder schwach schelten, ich weiß es; aber Du thust mir doch Unrecht, denn Du kennst nicht Alles so, wie es ist, und immer bleibt es sehr schwer, dem Abwesenden ein deutliches Bild der Menschen und Verhältnisse, die ihm nie bekannt waren, zu geben. Unsere Geschäfte sind jetzt sehr vermehrt, der Hof hat unserm Hause die Lieferungen für die

Armee übergeben, Gelder müssen herbeygeschafft, einige Commis mit Aufträgen in benachbarte Orte gesandt werden. Ich bin mit Herrn Florheim und dem Cassier fast allein im Comtoir. Bey diesen Umständen wäre, einen Urlaub zu fordern, so unbescheiden als widersinnig.

Ganz austreten? Das ließe sich freylich eher thun, wie jede ganze Maßregel immer leichter zu ergreifen ist, als eine halbe, den Knoten durchhauen bequemer, als ihn lösen. Herr Florheim müßte dann denken, meinst Du, ich sey gestorben; in dem Falle wäre ja auch nichts anderes zu thun, als sich zu ergeben und einen Andern an meine Stelle zu setzen. Ich bin aber nicht gestorben. Er weiß es, die Welt weiß es. Ich könnte nur durch einen auffallenden wahrhaft excentrischen Schritt jetzt meine Freyheit erlangen; ich müßte überdieß eine ungeheuere, recht unverschämte Lüge erdichten, und Florheims Freundschaft auf's Spiel setzen. Und das Alles — warum? — Um mich aus der gefährlichen Nähe eines der liebenswürdigsten Mädchen zu entfernen, die die Erde trägt, weil — weil ich sie heiß und glühend liebe, sie bis jetzt meiner Empfindung nicht geantwortet hat, und mein allzubesorgter

Freund fürchtet, meine Ruhe möchte in dieser hoffnungslosen Leidenschaft untergehn?

Raphael! Wird sind zusammen aufgewachsen, wir sind Brüder, nicht durch's Blut, aber durch ein edleres Band, durch freye Wahl und Verwandtschaft der Seelen. Mich erfüllt der Gedanke, von Dir so treu geliebt zu seyn, mit Seligkeit. Aber diese Liebe führt Dich zu weit, und macht Dich zu ängstlich. Es ist nicht so schlimm, als es Dir scheint; und wenn ich manchmahl in erhöhten Augenblicken, erfüllt von ihrem Engelsbilde, vielleicht gerade mehr als sonst niedergeschlagen durch einen Anschein von Kälte, meiner Feder in meinen Briefen zu freyen Lauf ließ, so denke, daß dießmahl wieder, wie so oft, die Phantasie Deines Freundes mit seinem Verstande durchgegangen sey, daß die Heftigkeit meines Gefühls mich hingerissen, und ich, wie Tasso in Göthes Schauspiel, wirklich und lebend vor mir erblickt habe, was eigentlich nur in meinem Kopfe sein Daseyn hatte — Luciens entschiedene Gleichgültigkeit gegen mich, meinen ungeheuren Schmerz darüber und mein Vorahnen, daß in dieser Liebe mein ganzes Lebensglück untergehen müsse! Halte dem Jüngling, dem Dichter, eine solche Schwärmerey zu Gute! Er hat auch wieder nüchterne Au-

genblicke, wie dieser ist, in dem er Dir jetzt schreibt, und in welchem ihm weder Lucie so grausam, noch sein Schicksal so feindselig, noch die Aussicht, einst auf diese Weise glücklich zu werden, so unmöglich, kurz, Alles unter seinen wahren Beziehungen erscheint.

Nur Eines bleibt sich immer gleich, in jenen trüben Momenten, wie in der Stunde kalter, ruhiger Beobachtung — Luciens Vortrefflichkeit, die himmlische Klarheit ihrer edlen, frommen Seele, ihre häuslichen Tugenden, das heitere Glück, das sie über Alle um sich her verbreitet, dessen Wiederschein das ihrige ausmacht, ohne daß es scheint, es wohne in ihr selbst. Jener stille Trübsinn, den ich, wie ich Dir längst schrieb, gleich im Anfange unserer Bekanntschaft an ihr bemerkte, herrscht noch immer in ihrer Seele und gibt sich dem liebenden Herzen, das sie stätig und aufmerksam belauscht, oft durch ein Versinken in Träumereyen, durch sanfte Klagen, durch ein ergebenes Schweigen kund. Ach, sie ist nicht glücklich! Und warum ist sie's nicht? Sollte eine unglückliche Liebe? — Aber es ist Niemand weit und breit, an dem sie lebhaften Antheil zu nehmen schiene, Niemand als ihre Hausgenossen. Wäre es eine zerstörte, oder eine hoffnungslose Leiden-

schaft für irgend einen Abwesenden, Todten? Kaum möglich! Ich lebe nun mehr als ein halbes Jahr um sie, und habe nie, und von Niemand auch nur eine Anspielung oder eine Andeutung hiervon gehört. Ihr Vater bethet sie an, die jüngeren Geschwister hängen wie an einer Mutter an ihr; auch vertritt sie, seit dem Tode derselben, der vor vier Jahren erfolgte, diese Stelle mit einer Treue und Liebe, welche beyspiellos sind. Von dieser Catastrophe her, sagt man mir, schreibt sich auch ungefähr Luciens veränderte Stimmung, und dieß, dünkt mich, erkläret viel, wo nicht Alles. Sie hat mit schwärmerischer Liebe an dieser Mutter gehangen, deren Werk ganz allein die Bildung ihrer Tochter war. Diese Mutter war ihre Freundinn, ihre Vertraute, der Polarstern ihres jungen Lebens. Diesen entriß ihr nur der plötzliche Tod, in einem Alter, wo, dem Lauf der Natur nach, der schreckliche Fall gar nicht vorzusehen war, und ließ sie mit zwanzig Jahren einsam, ohne Stütze, und plötzlich mitten unter den Sorgen für einen weitläufigen Haushalt und vier kleinere Geschwister, welche ganz ihr anheim fielen, stehn. Eine neue Welt nimmt alle ihre Kräfte in Anspruch, ihre jugendliche Heiterkeit, ihre Empfänglichkeit für Freuden gehen in den ermüdenden Details eines

großen Hauswesens, in der verantwortungsvollen Pflicht für die Kinder unter. Ist das nicht sehr natürlich?

Du siehst, die Erklärung biethet sich ungesucht dar. Warum wollen wir weiter gehn, und etwas Trostloses aufsuchen, das wir uns geradezu erfinden müßten? Nein, lieber Raphael! Du hast mir so oft vorgeworfen, ich liebte es zu sehr, Alles in einem romantischen, pathetischen Lichte zu sehen, die Wirklichkeit sey mir immer zu nüchtern. Nun sieh! Jetzt haben wir Rollen getauscht. Du glaubst an Verhältnisse, die freylich poetischer, aber auch unnatürlicher wären, und ich führe Dich in die schlichte Prose der Wahrheit zurück.

Dieß Wunder hat vielleicht die Liebe bewirkt, wie so manches andere. Wäre es auch möglich, neben diesem klaren, engelreinen Geiste zu wandeln, sein stilles, pflichtmäßiges Wirken, sein unberechnetes Aufopfern für fremde Freuden zu bemerken, und ein trübes verworrenes Wesen in der Brust zu behalten? Sie verbreitet Heiterkeit und Wohlseyn, wo sie ist, ohne vielleicht diese Stimmung zu theilen, wie man sagt, daß die Sonne, ohne selbst Feuer zu seyn, Alles erwärmt und belebt; und wo der goldene Strahl hinfällt,

da lächelt die Natur, und geht das Herz Deines Eduard weit in stiller Hoffnung auf.

Also nichts mehr von Gefahr und von abenteuerlichen Mitteln dagegen! Ich hasse alles Abenteuerliche, alles Gigantefke. Manche gefallen sich gerade darin, und suchen einen Beweis ihrer Kraft dadurch zu geben. Ich bin vom Gegentheil überzeugt. Mir scheint viel mehr Stärke dazu zu gehören, auf dem Wege, den Pflicht und Sittlichkeit anweisen, selbst unter gewaltigen innern Kämpfen, unter Verlockungen oder Aufopferungen standhaft fortzugehn, als mit einem plötzlichen Sprung, den Alles anstaunt und hinterher belacht und tadelt, alle Bande zu zerreissen, und sich wie ein Verrückter zu retten. So habe ich nie im Selbstmord etwas Großes finden können, und es beweist mehr für eine starke Seele, wenn sie ein freudenloses Leben ertragen kann, als wenn sie es im Sturme der Verzweiflung abwirft. Sey ruhig, Raphael! Fürchte nichts von mir! Mein Zustand ist nicht so hoffnungslos, wie Deine Liebe Dir vorspiegelt.

Sechster Brief.

Lucie Florheim an Rosalinden.

D..g, den 18. Junius 1808.

Du klagst mich an, geliebte Freundinn, daß ich Dir selten schreibe. Mit Beschämung muß ich zwar gestehn, daß Du Recht hast; aber dennoch mangelt es mir nicht an vielen, sehr triftigen Entschuldigungen. Einst war es freylich anders, und wohl denke ich der Zeit noch, wo Du in dem geliebten T**, der unvergeßlichen Vaterstadt, in meiner Nähe lebtest, und ich Dir ohne Noth, ja oft ganz kindischer Weise lange Briefe von einem Haus in's andere schrieb. Damahls war ich vollgenügend in meinem Innersten angeregt, damahls lebte die theuere Mutter noch, und ein anderes geliebtes Wesen war stets mir nahe. Die Welt erschien mir nur im Spiegel meines eigenen und jener zwey trefflichen Herzen. Eine schöne Beziehung tauchte Alles um mich her in glühende Lebensfarben, sorglos ging ich an der treuen

Mutterhand den blumigen Pfad, mein leichtes Tagwerk war spielend gethan, und, was das Glück meiner damahligen Lage vollendete — kein drückendes Bewußtseyn lag auf der harmlosen Seele.

Das ist nun vorbey. Mit einer Änderung meines Schicksals, mit dem Tod meiner Mutter, war wie mit Einem Ruck am Mechanismus des Theaters, der die ganze Scene bis auf Luft und Beleuchtung ändert, Alles schnell um mich verwandelt. Ich habe viel zu thun, die Verwaltung des Hauswesens, die Sorge für die Geschwister nehmen meine Zeit in Anspruch, und ach, meinem Innern fehlt das schöne, belebende Licht, das wohl im Stande wäre, noch ungünstigere Verhältnisse beglückend zu verklären.

Seit drey Jahren bin ich von Alphons getrennt, Du weißt es. Kurze Tage nur vermochte er während dieser ganzen Zeit ein Mahl seinen dringenden Geschäften abzumüßigen, um mich zu sehen. Ein fleißiger, aber dem liebenden Herzen doch nie genügender Briefwechsel ist das Einzige, was mir von dem reichen, bewegten Leben in seiner Nähe übrig blieb. O, Rosalinde! Denkst Du jener Zeiten noch, wo er in T** studirte, wir uns beynahe täglich sahen, und jeder Besuch, jeder gemeinsame Spaziergang für mich, wie Du sagtest, eine Weltgeschichte

von Gefühlen, Anregungen und Beobachtungen enthielt? Ja, damahls konnte ich viel schreiben! Ich hatte Zeit und Lust dazu, ich stieg gern in die Tiefe meiner seligen Brust, und entwickelte dir meine Gefühle, meine Gedanken. Er war ihr naher Gegenstand, und ich hatte Dir nichts als Glück zu berichten! Jetzt ist es anders!

Der Tod meiner Mutter war die Losung zu der ganzen unseligen Veränderung. Wie ein milder Schutzgeist hatte sie über unserer aufkeimenden Liebe gewacht, die dem Vater verborgen werden mußte, die sie ihm nur einst, wenn Alphons im Stande seyn würde, mir sogleich seine Hand zu biethen, und eine anständige Existenz zu verschaffen, entdecken wollte, und seine Einwilligung durch ihre unendliche Liebe und Güte von ihm zu erhalten hoffte. Du kennst den guten Vater. Er liebt seine Kinder über Alles; aber er ist mit Leib und Seele Kaufmann. Er kennt kein Glück, keinen Segen, als nur in seinem Stande. Er hat durch diese Ansichten oder andere Zufälligkeiten gegen Alles, was Geschäftsmann heißt, und vollends gegen Alles, was einem Hofe nahe ist, eine entschiedene Abneigung; und darum sind ihm Diplomatiker vor Allen zuwider. Und gerade diesem Stande hat sich Alphons theils eigener Neigung, theils aus Wahl seines Va-

ters, die schon allein hinreichend gewesen wäre, den guten Sohn zu bestimmen, gewidmet. Uns zwey Liebende hielt ein süßer Rausch befangen, und verblendete uns über unsere Zukunft; oder vielmehr, wir vermochten nichts, als uns wechselweise in der Gegenwart zu fühlen. Die Mutter sah klarer, sie kannte den Sturm, der uns drohte, nur zu wohl; aber ich hing mit allen Kräften der Seele an ihr, und sie liebte Alphons, den Sohn der theueren, früh verlorenen Freundinn, als ihr eigenes Kind — ach, wer hätte ihn so gekannt, wie sie, und nicht so geliebt? — und sie beschloß unser Glück, denn sie kannte ihres Gatten Herz, seine Liebe zu seinen Kindern, seine Achtung und Zärtlichkeit für sie. Sie hoffte durchzudringen.

Da fiel der entsetzliche Schlag. Ein bösartiges Nervenfieber machte, nachdem es fünf Tage gewüthet hatte, ihrem Leben im fünf und vierzigsten Jahre ein Ende. Ich war vernichtet, der Vater wollte verzweifeln. Was sie sich oft vorgenommen hatte, im Falle ihres Todes — denn sie beschäftigte sich als Christinn sehr oft mit diesem Gedanken — dem Vater unser Geheimniß zu entdecken, hinderte die Bewußtlosigkeit ihres Zustandes. Er wurde nicht vorbereitet, und unfähig, in den Umgebungen auszuhalten, wo er mit ihr gelebt, mit ihr selig gewesen

war, beschloß er, T** zu verlassen, und sein Haus in der Residenz zu errichten.

Wir zitterten vor diesem Entschluß. Alphons sah in düsterer Vorahnung nichts als Übles voraus. Gerade in diesem Zeitpuncte starb mein armer Vetter, Alphonsens einziger, treuester Freund. In jener feyerlichen Stunde, am Sarge des geliebten Todten, bey dem er mit schrecklich zerrüttetem Geiste stand, erschüttert von zwey Verlusten, dem Tode der Mutter und des Freundes, und mit dem dritten, der Trennung von mir, bedroht — konnte ich wohl dem theuern Unglücklichen eine heiße, ihm über Alles wichtige Bitte versagen? Sein glühendes Gemüth riß mich hin, im Wahnsinn des Schmerzens forderte er mich auf, ihm ewige Treue zu geloben, aber es meinem Vater zu verschweigen, bis er im Stande seyn würde, mir seine Hand anzubiethen, wornach er mit jeder seiner Kräfte zu ringen versprach. Ich sah in diesem Augenblick der Betäubung und des Jammers nur den leidenden Geliebten, nur seinen in Thränen schwimmenden Feuerblick, hörte nur seine klagende, ganz in Liebe aufgelöste Stimme; ich gelobte, ich schwur. Über dem theuern Verblichenen reichten wir uns die Hände; dann gingen wir tief erschüttert, aber im Innersten beruhigt, auseinander, und mich erhob der Gedanke, den geliebten Freund in sei-

nem tiefsten Schmerz getröstet zu haben und sein zu seyn, sein auf immer, auf ewig!

Bald darauf, noch lange ehe wir T** zu verlassen gedachten, rief ein plötzlicher Befehl seines Vaters Alphons von der Universität nach Hause. Wir mußten scheiden, und wußten, daß es auf lange, lange war! Ach, wie soll ich schildern, wie mir damahls zu Muthe war, als er nicht mehr um mich lebte, nirgends mehr die geliebte Gestalt sich zeigte, keine Luft mehr den Ton seiner Stimme zu mir trug, wie Alles versank in wüste, gestaltlose Massen, alle Dinge, selbst die Menschen ihre Beziehung auf mich verloren, als das Eine Band abgeschnitten war, das, in zauberischer Macht Alles durchdringend und beseelend, mich an die Welt, die Welt an mich geknüpft hatte! Mir galt nun Nichts mehr, das vorher Angenehme wurde mir gleichgültig, das, was mir zuvor gleichgültig gewesen, berührte mich verletzend. Alles war mir zur Last, mein Daseyn selbst! Meinem bittersten Feinde möchte ich solch ein Leben nicht wünschen.

Auch er litt unaussprechlich. Aber wohlthätig hatte Gott dafür gesorgt, daß er, der leidenschaftlicher fühlende, der ungestümere Mann, nicht der zurückbleibende Theil war; sonst, so wie ich ihn kenne, hätte er es vielleicht nicht ertragen, und ein toller

Schritt, oder wohl gar ein entsetzlicher hätte dem aufreibenden Kampf zwischen glühender Sehnsucht und kalter Wirklichkeit ein Ende gemacht. Ihn beschäftigten zerstreuend die Begebenheiten der nicht unbeträchtlichen Reise, die Freude, in's Vaterhaus zu kommen, endlich bald darauf die neue Anstellung, der diplomatische Wirkungskreis am Hofe. — Wohl ihm! Ich trug meinen Schmerz im Stillen.

Ach, bis es erst mit mir dahin kam, daß ihn zu sehen, mit ihm umzugehn, und in den gewohnten Umgebungen auf ihn zählen zu können, nicht mehr ein nothwendiger Theil meines Lebens schien, daß ich den Gedanken zu fassen vermochte, er sey nicht mehr in meiner Nähe, Berge, Thäler, Ströme, Städte lägen zwischen uns, er athme in entfernter Gegend, er lebe auch dort unter leidlichen Beziehungen, er wirke und schaffe und liebe mich auch dort noch! O mein Gott! Es steht doch schlimm um den Menschen, der den schmerzlichsten Gedanken begreifen und sich aneignen zu können, für ein Glück ansehen muß!

Im Anfange erregte jeder seiner Briefe einen Sturm in meiner Brust. Jenes Wort war zu kalt, dieser Ausdruck zu vieldeutig, in jenem glaubte ich Verzweiflung, in diesem ein unerklärbares Räthsel zu finden. Ich kann sagen, daß ich ein ganzes Buch

voll Empfindungen und Bemerkungen aus jedem Blatte zu deuten verstand. Nach und nach legte sich auch dieß; und so wie in den ersten Monathen die Vorstellung, daß ich statt des Freundes selbst, statt seiner bezaubernden Gegenwart nur ein todtes Blatt in die Hände bekam, mein Herz auf's allerzerreißendste ergriff, so lernte ich endlich einen Brief, den er geschrieben, der mir sagte, daß er noch lebe, mich noch liebe, ein Blatt, auf dem viele Meilen von mir seine Hand geruht hatte, als ein unschätzbares Kleinod ansehen. Jetzt deutete ich nicht mehr ungenügsam an seinen Briefen, jetzt zählte ich die Tage nicht mehr, bis einer kommen konnte; daß Einer kommt, ist nun mein Glück, und ach, es ist mein Einziges!

Die Veränderung unseres Wohnortes hatte mir auch sehr wehe gethan, und doch lernte ich zuletzt auch dieß als gut preisen. Ich glaubte zuerst es nicht überstehen, mich nicht von allen den, durch seine Gegenwart und tausend schöne oder schmerzliche Erinnerungen, geheiligten Stellen, den Schauplätzen so vieler ergreifender Begegnisse, trennen zu können. Ganz in meinem Innersten zerrissen, ganz zerstört kam ich hier an, wo noch überdieß ein Raum von zwanzig Meilen mehr mich von dem Geliebten schied, und die Ankunft der Briefe verzö-

gerte. Ich gewöhnte mich endlich auch an dieß. Die Anstalten der Übersiedelung, die Einrichtung in dem neuen Aufenthalt, die Sorge für die Kleinen, die nun seit der Mutter Tod, so wie das ganze Hauswesen mir anheim fiel, das Alles zusammen nahm und nimmt noch alle meine Kräfte in Anspruch. Kein Blick auf die gewohnten Stellen ruft mir mehr sein Bild mit heißem Weh zurück; nur mein Herz erinnert mich unablässig an ihn. Seine Briefe kommen seltner, die größere Entfernung und seine gehäuften Geschäfte machen es nothwendig. So brachte ich den ungestümen Schmerz zu wehmüthiger Ergebung herab, und lernte mich demüthigen unter der züchtigenden Hand der Vorsicht, die ja allein weiß, wozu alles dieß gut war.

Und sehe ich denn nicht auch schon den schöneren Tag der Zukunft dämmern? Alphons hat, wie überall, so auch in K** sich bedeutend zu machen gewußt. Er wird geschätzt, geliebt, und ersteigt mit raschen Schritten die Stufen zu seinem Ziele. Der Herzog achtet ihn, ja er ist ihm väterlich geneigt; und als er den vorigen Winter so lange und hartnäckig gelitten, hat er ihm seinen Leibarzt gesendet, ihn selbst mehrmahls besucht, für seine Pflege gesorgt, und ihm endlich sogar sein Lieblingsschloß zum Aufent-

halte angewiesen, wo er sich in der reinen Luft erhohlen sollte.

Von Lindenhain aus hat er mir recht oft und recht viel geschrieben. Dort hatte er Muße, dort gehörte seine Zeit ihm, und so auch mir, bis ein Unstern die verwitwete Herzoginn von Z** hinaus führte. Nun mußte Alphons viel um sie seyn, mit ihr speisen, ihr vorlesen, kurz, sich zu allen den Leistungen und Aufopferungen seines Willens bequemen, welche die Launen und die Langeweile der Großen von ihren Umgebungen zu fordern gewohnt sind. Dieß Verhältniß wurde ihm, wie er mir schrieb, bald lästig, und er eilte, früher, als der Arzt es erlauben wollte, wieder in die Stadt zu seinen Geschäften.

Diese Herzoginn ist jung, kaum sechs und zwanzig Jahre alt, und man sagt, sie sey schön, geistreich, eine femme superieure, wie sich ihre Freunde und Bewunderer ausdrücken, ein verschrobener Geist, eine weibliche Natur mit männlicher Herrschsucht, wie Andere behaupten. Alphons hat sich wenig über sie geäußert. Was er schrieb, zeigte eben kein Wohlgefallen an ihr, nur ein entschiedenes Mißfallen an seiner Lage; aber so viel konnte ich wohl aus dem Wenigen, was er schrieb, schließen, daß sie sich viel und gern mit ihm beschäftigte, und daß sie ihm —

damit ich's nur heraussage — sehr entgegen gekommen seyn muß.

Ich kann nicht bergen, daß mich das ein wenig beunruhigt. Ich kenne diese Art von Weibern, und möchte sie die fahrenden Frauen, im Gegensatz der fahrenden Ritter, nennen; denn, wie diesen, ist die Welt, nicht ihr Haus, ihre Heimath, und wie diese ziehen sie überall nach Abenteuern, nach Nahrung für die liebedürstenden und immer unbefriedigten Herzen aus. Ich vertraue Alphonsens Schwur, seiner Liebe; aber auch seiner Phantasie, seinem Ehrgeiz? Es wird ihm schmeicheln, wenn die geistreiche Fürstinn ihn auszeichnet, und es wird ihn vielleicht doch rühren, wenn das schöne Weib ihm eine Neigung, die solche Wesen eben nicht zu verschleyern pflegen, zu sehen oder zu errathen gibt.

Ach, Rosalinde! Mein heiterer Sinn, mein fröhliches Vertrauen haben mich verlassen, und jenes unselige Gelübde der Verschwiegenheit liegt auch noch wie das Bewußtseyn einer Schuld auf mir. Wie oft habe ich Alphons in meinen Briefen gebethen, mich dieses Versprechens zu entlassen, und zu erlauben, daß ich meinem Vater die wahre Lage seines Kindes entdecke! Jeder solche Versuch bringt ihn auf. Er gibt mir zwar mit edler Resignation

volle Freyheit dazu, aber er kann den Gedanken an dieß voreilige Geständniß von dem meines entschiedenen Verlustes nicht trennen. Er kennt meines Vaters Sinn, er weiß, wie dieser von solchen eigenmächtigen Eingriffen der Kinder in die Rechte der Ältern denkt, und wie oft er sich erklärt hat, daß er sich nie entschließen würde, mich von hier wegziehen zu lassen; und so will Alphons abwarten, bis die Stelle eines Legationssecretärs von der Gesandtschaft seines Herzogs an unserm Hofe leer wird. Diese von seines Fürsten Vorliebe zu erhalten und die Anstellung dauernd zu machen, soll ihm, wie er hofft, nicht schwer fallen. Dann kann er als Freywerber um meine Hand auftreten, und er zählt sicher darauf, meines Vaters Bedenklichkeit überwinden zu können; aber nur dann — und eine frühzeitige Entdeckung bey der jetzigen Ungewißheit unserer Aussichten scheint ihm höchst gefährlich. Er legt zwar Alles in meine Hand; aber kann, darf ich hier allein und eigenmächtig handeln?

Unter allen diesen beengenden Verhältnissen erscheint mir doch ein tröstliches, das sich wie eine frohe Aussicht zu gestalten beginnt. Ich habe Dir vielleicht schon von unserm neuen Hausgenossen Eduard geschrieben. Er ist der Sohn des guten, trefflichen Neuenbach, des Freundes meiner Ältern,

um den wir in T** oft als Kinder gespielt. Du erinnerst Dich seiner wohl noch. Der Sohn ist bey meinem Vater, um die Handlung, der er sich widmen will, gründlich zu lernen; ein sehr gebildeter, angenehmer, und, was mehr als das ist, ein streng sittlicher, guter Jüngling, von meinem Alter ungefähr, oder etwa ein Jahr älter. Wir lieben ihn Alle wie einen Bruder, er aber fängt an, wenn ich recht bemerkt habe, an Schwester Fanny Wohlgefallen zu finden. Das ewig heitere Mädchen, in der sich wunderbar ein scharfer Verstand mit kindlicher Wahrheit verbindet, scheint den etwas ernsten, zur Stille geneigten jungen Menschen anzuziehen, vielleicht gerade des Contrastes wegen. Das wäre ganz nach meinem Sinne. Ich wünsche Fanny einen gesetzten Mann, von ruhigem Charakter, der ihrer allzugroßen Lebhaftigkeit ein glückliches Gleichgewicht halte. Zudem ist Neuenbach reich und — Kaufmann; so fallen die Hindernisse weg, die meine Verhältnisse trüben. Gott gebe seinen Segen dazu, und bewahre das glücklichere Paar vor den Leiden, die uns prüften!

Siebenter Brief.

Herzoginn Alexandrine von Z* an Gräfinn Herminie von S*.

K.. den 28. Junius 1808.

Du bist fort — fort nach Italien, und indeß ich dieß schreibe, wahrscheinlich schon jenseits der Alpen. Ich kann Dir nichts anders als Glück wünschen; denn du hast erreicht, wornach Dein Herz in irrem, ungewissem Streben ausgriff — Veränderung, Wechsel des Alten, das Dir nun ein Mahl mißbehagt! So weit wäre Alles in Ordnung. Aber daß ich nicht eher davon erfuhr, als nachdem ich meinen letzten Brief *) abgesendet, der nun wahrscheinlich verloren, oder was noch schlimmer wäre, in unrechte Hände gefallen ist, das — verzeih, liebe Herminie! — das war nicht in der Ordnung,

*) Er kömmt nicht vor.

und Dein Briefchen aus Roveredo, das ich vorgestern empfing, und das mich von dem lang gefaßten und nun plötzlich ausgeführten Entschluß unterrichtete, konnte das Geschehene nicht ungeschehen machen.

Kaum besinne ich mich mehr, was ich Dir in dem verlornen Briefe geschrieben. Es war allerley über mein schönes, nur zu flüchtiges Leben in Lindenhain, und daß Elmwald nach vierzehn Tagen, die er dort mit uns zugebracht, schon wieder daran dachte, in die Stadt und zu seinen Geschäften zurückzukehren. Ich sprach mit dem Leibarzte darüber. Der alte Herr nahm es gleichgültig. Das war mir ungelegen. Ich machte ihn auf einige Dinge aufmerksam, die freylich nur der beobachten konnte, der täglich und viel um den Kranken war. Er wurde nachdenkend, sprach mit seinem Pflegbefohlenen, und empfahl ihm, sich noch längere Zeit aller Kopfarbeiten zu enthalten. Elmwald wollte nichts von jenen Beobachtungen wissen, er versicherte, er sey ganz wohl, kurz, er bestand, trotz dem Einreden des Arztes, auf seinem Willen, und vier Tage nach jener Conferenz kehrte er in die Residenz zurück.

Da saß ich nun allein und fühlte meine Einsamkeit um so unangenehmer, als mein Leben vorher aufs Angenehmste bewegt gewesen war. Und

warum war er geflohen? Denn Flucht mußte man die übereilte Rückkehr nennen. In dieser unmuthigen Stimmung schrieb ich jenen verlornen Brief. Ich war ärgerlich über mich, über den Arzt, der seine Ansichten mit so wenig Festigkeit zu behaupten gewußt, am meisten über Elmwald selbst. Wessen Alles ich ihn beschuldigte, mag ich nicht wiederhohlen. Es war meist Traum, Unsinn — wenn Du willst; aber was träumt der gekränkte Stolz, die gerechte und doch bitter getäuschte Erwartung nicht?

Lindenhain wurde mir widerlich. Die Blüthenzeit war vorüber, die Rosen fielen ab, die Nachtigallen verstummten, das schöne, jugendliche Grün verfärbte sich in dunklere Schattirungen, die heißen Tage kamen. Du weißt, der Garten ist meist neu angelegt, und biethet wenige Parthien von so tiefem Waldesdunkel und grüner Kühle an, als jene heißen Stunden forderten. Was hatte ich da zu suchen? Ich kehrte in die Residenz zurück, wo der altfranzösische Schloßgarten mit seinen Castanienlauben um das frische Wasserbecken her, das, seinen Strahl hoch in die Luft emporspritzend, ringsum Thau und Kühle verbreitet, mit seinen dichten Berçeaus von wildem Wein und seinen Lindenalleen doch dichten Schatten und kühle Labungsplätze

deut, auf welchen man die heißen Stunden verträumen, verplaudern kann. Auch war das meinem Vater eben recht. Ich fand Elmwald viel munterer, viel blühender, aber noch zurückhaltender als in Lindenhain. Mit jenem eigensinnigen Stolz, der Bürgerlichen so gern gegen Höhere eigen ist, hielt er sich in strenger Entfernung von mir, und war durch kein Zuvorkommen, keine Herablassung von meiner Seite auch nur zu der kleinsten Überschreitung der gewöhnlichen, von Ehrfurcht und Etikette vorgeschriebenen Formen zu bringen. Das war mir ungelegen. Ich wollte dem liebenswürdigen Sonderling näher kommen, ich wollte die reichen Minen dieses Gemüthes erforschen und ihre Schätze zu Tage fördern, um mich an ihrem Glanz und Farbenspiele zu laben. Es brauchte lange; endlich — du zeihst mich wohl keiner Eitelkeit, wenn ich niederschreibe, was du und ich hundert Mahl gedacht und erfahren haben — endlich gelang es der vereinigten Macht der Jugend, Schönheit, Geistesbildung, und wenn du willst, auch der irdischen Hoheit, die ihrer selbst um seiner Vortrefflichkeit willen vergaß. Ich zerriß die spröde Rinde, welche Stolz und Grundsätze um sein Herz gezogen, ein Strahl lebendiger Wärme nach dem andern blitzte daraus hervor, er war nicht mehr ruhig, nicht mehr un-

befangen, und das war es, was ich gewollt hatte.

Nun drang ich näher. Oder nein! Laß mich nicht dieß absichtsvolle Wort brauchen! Nun trug mein Gefühl, durch den Wiederklang des seinen belebt, beflügelt mich ihm entgegen. Jeden Tag war er mir lieber, jeden Tag sah ich neue, vorher nicht geahnete Tiefen seines reichen Herzens sich entfalten, und in jeder lag ein neuer, unauflöslicher Zauber für mich. Unauflöslich! Laß mir das Wort gelten! Es ist weder Übertreibung noch Mißverstand. Solch ein Mann ist mir noch nicht erschienen, so edel, so umfassend am Geiste, und doch wieder so weich und zart empfindend, wie ein Weib. Er fühlt für mich, das weiß ich; aber es ist ein Kampf, und wie es scheint, sehr schmerzlicher Art, in seinem Innern, ja er leidet bestimmt; und gerade in diesem sichtbaren Schmerz, in dem stolzen Bestreben, ihn zu bemeistern, und in der Unmöglichkeit, dieß zu bewirken, wird er unwiderstehlich. Ich begreife es wohl. Ein Jüngling von dieser heftigen Leidenschaftlichkeit kann nicht anfangen, für eine bedeutende Erscheinung zu fühlen, ohne auch bald hingerissen zu seyn. Er kann nicht hingerissen werden, ohne daß nicht der Wunsch, das, was ihm so hold erscheint, auch ganz und ausschließend sein

zu nennen, in seiner glühenden Brust erwache. Und welche Berge von Hindernissen, ja von Unmöglichkeiten thürmen sich hier ihm entgegen! Er muß verzweifeln, so wie er die Sache ansieht.

Aber soll ein Mann, wie Elmwald, gewöhnlichen Ansichten und Vorurtheilen unterliegen? Sollte sich seinem reichen Geiste, seiner kühnen Einbildungskraft kein Ausweg zeigen, seine Wünsche mit den hergebrachten Formen zu vereinigen? Ich vertraue der Liebe, die hoffnungslos verzweifeln müßte. Sie wird ihm den Weg zeigen, den er zu gehen hat. Klugheit und Geheimniß werden uns in ihre schützenden Schatten nehmen, die Welt wird den Bund unserer Geister nicht ahnen, und wir werden glücklich seyn.

Ich habe ein deliciöses Project. Meinem guten Vater haben die Ärzte das **bad verordnet. Das ist an sich ein seltsamer Einfall. ** ist einsam, wenig besucht, aber das Wasser soll für Zufälle, wie die, an denen der Herzog leidet, sehr wirksam, und die Gegend himmlisch seyn. — Warum sollte ein Mittel, das meinem Vater heilsam ist, dessen Übel eben auch von vielen Sorgen und Geistesanstrengungen herrührt nicht auch Elmwald nützlich seyn? Ich habe mir vorgenommen, mit dem Leibarzt zu sprechen. Ist er meiner Meinung, dann erfülle ich

mit Freuden meines Vaters Wunsch, ihn zu begleiten, leiste meiner Pflicht Genüge, und bereite mir einige herrliche Wochen in den wildromantischen Thalschluchten und Felsenparthien von **. Dort, vom Zwange des Hofes und der Etikette frey, einsam in der schauerlich schönen Natur, will ich mit ihm wandeln, in seiner Seele diese Scenen sich reizender spiegeln sehn, und in stillen Stunden ungestörten Beysammenseyns mich für so manche Störung, die mich hier drückt und peinigt, reich entschädigen. In meinem nächsten Briefe erfährst Du, ob mein Plan gelang.

Achter Brief.

Alphons Elmwald an seinen Bruder.

K.. den 4. Julius 1808.

Es ist seltsam, wie der Zufall und Verhältnisse, die zu entwirren nicht in meiner Macht steht, seit einiger Zeit mit mir spielen. Du kennst, geliebter Bruder, das Ziel alles meines Strebens, den Wunsch, den meine Seele einzig in sich trägt. Nur Ein Weg führt dazu. Ihn zu betreten strenge ich alle meine Kräfte an, unterziehe mich willig dem Schwersten, Unangenehmsten, und gleichwie die Wahnbilder eines schweren Traumes scheint jenes Ziel in dem Momente, wo ich es ergreifen will, sich tückisch neckend von mir zu entfernen.

Soll ich hierin das alte Spiel meines Geschickes erkennen, das schon so oft das kaum ergriffene Glück vor meinen lechzenden Lippen entrückte?

Ich will diesen düstersten aller melancholischen

Gedanken, die mich oft in einsamen, besonders in Stunden der Nacht anfallen, kein Gehör geben, ich will mich mit Muth und kindlichem Vertrauen auf die Vorsicht waffnen, die ja die Bedürfnisse jedes Geschaffenen kennt, und sicher Jedem gibt, was ihm frommt, auch an Prüfungen und Leiden. Nur richtet zuweilen der trübe Blick sich himmelwärts, und das müde Herz fragt: Vater! Ist es noch nicht genug?

Zweymahl war ich nahe daran, die so sehr gewünschte Anstellung bey der Gesandtschaft am O..gschen Hofe zu erhalten. Es ist die einzige mögliche Bedingung, unter welcher ich um Luciens Hand werben kann, da der Vater durchaus die älteste Tochter, die Leiterinn seines ganzen Hauses, nicht von sich lassen will. Zweymahl wurde meine Hoffnung getäuscht. Du weißt, wie es ging. Es war das Vertrauen des Herzogs, wie es hieß, was mich hier festhielt, da er gewisse, damahls dringende Arbeiten keinem Andern übergeben konnte. Doch glaubte ich nicht zu irren, wenn ich im tiefsten Grunde dieser Fehlschlagung die Hand des Ministers zu sehen meinte, der mir nie wohl gewollt.

Nun eröffnet die heitere Aussicht sich zum dritten Mahle. Wird sie auch jetzt mich täuschen? Ich fürchte fast. Es sind nicht sowohl die Kabalen mei-

ner Gegner, was ich für diesen Augenblick zu scheuen habe; es ist der Wunsch einer edlen und mächtigen Frau, die den liebgewordenen Bekannten ungern scheiden sehen dürfte. Ich habe Dir gesagt, mit wie viel Auszeichnung die Herzoginn mir entgegen gekommen. Ich nenne es so, weil ich, diesen Gefühlen einen wärmeren Rahmen zu geben, vor Dir, vor mir selbst zittre. Ich verehre sie, und sehe in ihr das Streben einer schönen, aber an der Welt und sich selbst irre gewordenen Seele mit Bedauern und Achtung zugleich. Die unnatürliche Stellung, in welcher Frauen ihres Standes, von ihrer Geburt an, sich zu den übrigen Menschen befinden, ein allzuwarmes Herz, das sich in gerechten Erwartungen getäuscht sah, ein lebhafter und nur zu sehr bearbeiteter Geist, der sie nach Mannigfaltigem streben und in keinem Erstrebten Genuß und Ruhe finden läßt, alles dieß zusammen genommen machte ihre Erscheinung eben so anziehend als unbefriedigend für ihre Umgebungen. Sie ist nicht glücklich, und wird nie und Niemand beglücken. Jetzt glaubt sie in meinem Umgange wahre Freude zu finden. Auch dieß ist Täuschung. Ich erkenne es; aber ich muß ihr dankbar seyn für ihre Meinung, und ich bin es auch. Mich zieht ihre Gesellschaft an, ich vergesse zuweilen meiner Sorgen bey ihr, ich kann sogar vergnügt

seyn, wenn ich ihren reichen Genius, von warmem Gefühl belebt, sich in tausend Regungen entfalten sehe, und die Schnelligkeit wie die lieblichen Täuschungen bewundere, mit denen sie von Gegenstand zu Gegenstand übergeht, jeden in eigenthümlicher, und keinen in seiner wahren Gestalt erblickt. Nur meiner höhern, reineren Empfindung soll dieß leichtgeschürzte Verhältniß nicht in den Weg treten, und Alexandrine nicht wähnen und nicht versuchen, meine Hoffnungen auf Lucien zu stören. Fast aber muß ich besorgen, daß es so sey. Es glüht seit einiger Zeit ein düsteres Feuer in ihren Blicken, ihr Betragen ist ungleich, und ich glaube, es wird der strengsten Aufmerksamkeit und der ruhigsten Sicherheit in meinem Betragen bedürfen, damit sie und ich die klare Ansicht unserer Verhältnisse nicht aus den Augen verlieren.

Bey diesen Umständen, wie ich Dir schon sagte, fürchte ich nun, da ich nahe daran stehe, jene Stelle zu erhalten, die mich für lange, vielleicht für immer von hier entfernen könnte, auf allerley Hindernisse zu treffen, die ich vorher nicht vermuthete, und habe eine leise Gegenwirkung wirklich schon bemerkt. Ob sie von der Herzoginn, ob sie von dem Minister herrührt, wage ich nicht zu entscheiden, ja es ist mir schlechterdings unmöglich, dieß zu erkennen; aber

Hindernisse thürmen sich auf, und die Gewitterwolke zieht am Horizont von ferne heran.

Luciens Briefe tragen nicht bey, mich zu beruhigen. Ihr reines, weiches Herz fühlt sich gedrückt und entmuthigt durch die lange Trennung, durch die Ungewißheit unserer Hoffnung, endlich am meisten durch das Geheimniß, das auf ihr liegt, und das ihrem strengen Pflichtgefühle widert. Ich sehe es ein, oder vielmehr, ich fühle, daß sie Recht hat. Jetzt, mit reiferem Geiste und klarer Erkenntniß meiner selbst und der Weltverhältnisse, würde ich vielleicht einen solchen Schwur nicht mehr von ihr fordern. Vielleicht! sage ich; denn wer ist in der Stunde der Leidenschaft, wenn hoffnungsarme Liebe ihr ganzes Erdenglück auf einer gefährlichen Spitze schweben sieht, Herr über seine Besinnung und Meister seines Willens? Aber der Schwur ist geleistet. Kann ich, darf ich sie davon entbinden? Es käme mir wie Frevel vor, wie das gewagt hingeworfene Zeichen des Bruches. Mich schaudert es, dieß auch nur zu schreiben, ja zu denken. Dem Vater aber uns zu entdecken, ist weder rathsam noch nützlich. So dulde also, theures frommes Mädchen, noch eine kurze Zeit! Unsere Gebethe, unsere unschuldigen billigen Wünsche werden endlich den Himmel rühren, und die Gewährung

um deiner Tugenden willen auf uns Beyde herabziehn. Wollen wir denn weltliche Hoheit, Reichthümer? Oder verletzen unsere Wünsche irgend eine Pflicht? Ach nur die einzig wahre Bedingung menschlich schöner Entwickelung und reinerer Tugenden erflehen wir von Gott: häusliches Glück und die Vereinigung zweyer unschuldig liebender Herzen! Kann dieser Wunsch die Gottheit beleidigen?

Sieh, darum ist es auch, daß ich hoffe; diese Zuversicht erscheint wie ein klarer Stern in der Nacht meines trüben Geschickes.

Aber es gehen noch manche Dinge aus Luciens Briefen hervor, die mich mit Unruhe erfüllen; nicht, daß ich sie anzuklagen hätte, — wer könnte diesen Engel einer Schuld zeihen? — aber ich klage die Umstände, die feindlichen Verhältnisse an. Es lebt seit einem halben Jahre ein junger Mann in ihres Vaters Hause, dessen Zweck es ist, sich der Handlung zu widmen. Er ist reich, der Sohn eines Jugendfreundes von Florheim, und, wie man sagt, ein sehr artiger, gebildeter Jüngling. Er scheint von Luciens Trefflichkeiten angesprochen. Wie wäre es auch wohl anders möglich, wenn er sie täglich sieht und um sie lebt? Der Überselige! Das ahnet nun Lucie in ihrer stillen Demuth nicht, vielmehr glaubt sie in Neuenbachs Betragen Spu-

ren einer erwachenden Neigung für ihre jüngere Schwester zu sehen. Mir erscheint es anders, und die Züge des Nebenbuhlers, des von ihren Vorzügen Bezauberten, gehen für mich aus jeder Erwähnung, die ich in ihren Briefen von ihm finde, nur zu deutlich hervor. Ich fürchte nichts von Lucien, ich kenne ihre Liebe, ich weiß, sie wanket ewig nicht, auch wenn kein Eid sie bände; aber ich fürchte die Stürme, welche die Nähe eines bedeutenden, reichen, dem Vater genehmen Freywerbers für unser Glück besorgen lassen.

Auch noch eine andere unangenehme Aussicht stellt sich sehr nahe vor mich hin. Der Herzog soll das **bad brauchen, und jetzt auf einmahl findet der Leibarzt, der sonst ganz anders von den Bedürfnissen meiner Gesundheit sprach, daß es räthlich seyn würde, wenn ich um die Erlaubniß nachsuchte, mitgehn, und wo nicht baden, doch wenigstens der Gebirgsluft in ungestörter Muße genießen zu dürfen. Ich fürchte, hier liegt eine Absicht zum Grunde, die aufzudecken mir innerlich graut. Vermeiden werde ich, was ich kann; und nur ein Befehl des Herzogs, meines Herrn, kann mich vermögen, mitzureisen.

Neunter Brief.

Eduard von Neuenbach an Raphael.

O..g, den 10. Julius 1808.

Wenn der Mensch sich nur abgewöhnen könnte, zu klagen, so lange bloß kleinere Verdrüßlichkeiten mehr seine Geduld als seinen Muth in Anspruch nehmen! Es kommt die ernstere Zeit, das strenge Schicksall tritt heran, und nun erst würden jene unzeitigen Seufzer sich rechtfertigen. Meine letzten Briefe haben manche Spuren der Unzufriedenheit an sich getragen. Ich fühlte mich durch Luciens Benehmen gedrückt; der sanfte aber strenge Ernst desselben, der jede Hoffnung zurück wies, und das Geheimniß meiner Liebe in meiner Brust verschlossen hielt, und die Ungewißheit über ihre Gesinnung, preßten mir manche Äußerung der Trauer ab. O, wer gibt mir jetzt jene trüben Stunden wieder, in welchen ich doch täglich um sie seyn und ohne anderen Kummer,

als den der Anblick des ihrigen mir kostete, den stillen Reiz ihrer Gestalt, das beglückende Walten ihres Gemüthes bewundern und liebend verehren durfte! Furchtbare Wetter ziehen von allen Seiten herauf, sie drohen sie zu treffen, sie vor Allen, und in dem Augenblicke soll ich fort, fort von hier auf mehrere Wochen, soll dieß Herz voll Angst, voll Ungewißheit, durch diese ganze Zeit in der Brust tragen, jeden Tag wissen, was mir droht, und vielleicht kaum zwey Mahl während der ganzen Reise Nachricht erhalten. Ach, und wenn ein Brief kommt, enthält er nicht, nach was mein ganzes Wesen dürstet, oder enthält es halb und ungenügend!

Es hat sich ein Freyer für Lucien eingestellt, Hofrath Walldorf, ein Mann in noch blühenden Jahren, von angenehmer Bildung, bedeutenden Einkünften und Range, ein geachteter Geschäftsmann und Liebling seines Ministers. Es ist eine Parthie, gegen die Niemand, auch die forderndsten Ältern, etwas einzuwenden haben könnten. Der alte Florheim war ganz überrascht, als man ihm den Vorschlag machte; und nur, daß Walldorf kein Kaufmann ist, stand ihm für einen Augenblick bey dem Vater im Wege, der an der Beystimmung seiner Tochter nicht zweifelte, und es kaum nöthig fand, sie vorzubereiten. Walldorf dachte nicht so.

Er ließ durch eine Freundinn Lucien ausforschen. Sie soll erschrocken seyn, zuerst sich bestimmt geweigert, dann auf das dringende Zureden jener Frau sich Bedenkzeit ausgebethen haben. In dieser Zwischenzeit, wo Walldorf des beyderseitigen Ausspruches harrte, der alte Florheim, bey aller Achtung für den Hofrath, doch lieber einen Kaufmann zum Schwiegersohn gehabt hätte, und Lucie mit sichtbarer Angst nach einem Entschluß rang, kam die Nachricht, daß ein Handelshaus in L*, mit welchem wir große Geschäfte haben, zu wanken beginne. Sein Sturz würde den Florheim's entweder ganz oder doch größten Theils nach sich ziehen. Der Alte ist ganz betäubt durch diese Nachricht, er zittert für die Erhaltung seines Vermögens, seines Credits, er hat Lucien gestern vor mir erklärt — denke Dir die Qual meines Herzens, wenn man in unbesorgter Freundschaft solche Verhältnisse vor mir abhandelt! — daß, wenn es schlimm mit N* ginge, sie sich sogleich entschließen müßte, dem Hofrath, ehe die wahre Lage der Dinge kund würde, das Jawort zu geben. Mir aber hat er diesen Morgen aufgetragen, nach L* zu reisen, mich dort an Ort und Stelle nach Allem genau zu erkundigen, und zu retten, was noch zu retten seyn dürfte. Heut Nacht muß ich abreisen. Ich soll

fort, jetzt, in dem Augenblick, wo über Luciens Hand, über das Schicksal meines Lebens entschieden wird! Es regte sich mehr als ein Mahl der Entschluß in mir, geradezu mich gegen sie zu erklären, ihr zu gestehen, wie heiß, wie treu ich sie liebe, und sie um ihre Hand, oder vielmehr um die Zusage derselben für jenen Zeitpunct zu bitten, wo meine Familienverhältnisse mir erlauben werden, ein eigenes Haus zu gründen. Zwey Mahl schwebte das Geständniß auf meinen Lippen, zwey Mahl hielten der trübe Ernst, der auf ihrer Stirne lag, und die vollkommene Ruhe, mit der sie auf mich blickte, es gewaltsam zurück. Und doch, es muß geschehen, ich muß mit ihr sprechen, ehe ich abreise!

Mein Vermögen ist ansehnlich, mein Fleiß wird durch die Liebe, durch den Gedanken, für sie zu arbeiten, beseelt werden. Was hat Walldorf ihr mehr zu biethen? Einen Rang, der in den Augen des Vaters nichts gilt, und vor dem Herzen dieses Engels gewiß in Nichts verschwindet? Und darf ich mir nicht ohne Eitelkeit sagen, daß mein Gemüth, die Richtung meiner Ausbildung, wenn auch nicht unbedingt, doch für sie von mehrerem Werthe seyn dürfte? Walldorf ist ein achtungswürdiger, aber ein höchstalltäglicher

Mensch, und Luciens Herz bedarf mehr als Rang und ein gewöhnliches Ehestandsleben. Dieses zart besaitete Herz, dieser richtig gebildete Geist, diese reine, hohe Seele kann nur von ihres Gleichen beglückt werden. Das ist der Hofrath nicht, ein ebenbürtiger Mann für tausend andere Mädchen, eine geistige Mesalliance — die ärgste von Allen, wenn der Vorzug auf Seite des Weibes ist — für ein Wesen, wie Lucie. Ach, Raphael! Wenn ich hoffen dürfte! Sie begegnet mir liebevoll; ich sehe, daß sie Achtung und Zutrauen zu mir hat. Ich will ja ihren Entschluß, ihre Hand nicht auf der Stelle; ich will dienen um dieß Glück als ein treuer Ritter und Sänger um den süßen Minnesold. Sie soll mir nur das erlauben, ich soll nur hoffen dürfen; es genügt mir vorerst. Und endlich, endlich sehe ich ihr Herz an dem Hauch warmer Treue und inniger Liebe sich erwärmen, ihr Blick wird lebendiger, wenn er auf mich fällt, zarte Faden der Gewohnheit, des näheren Verstehens und Erkennens knüpfen sich hin und wieder zwischen den verwandten Herzen, sie sieht meine bescheidene Treue, sie erfährt manches Opfer, das ich ihr — o wie freudig! — bringen will, diese Erkenntniß reißt die letzte kalte Hülle von ihrer Seele, sie sinkt lie-

bend an meine Brust, ich halte sie in meinem Arm, den ganzen Himmel meines irdischen, meines ewigen Glückes! O Raphael! Welches Bild! Mir vergehn die Sinne vor dieser Erscheinung! Ja, ich will mit ihr reden. Die Zeit drängt, die Anstalten zu meiner Reise fordern mich. Leb wohl!

Zehnter Brief.

Lucie Florheim an Rosalinden.

D..g den 20. Julius 1808.

Meine Freundinn! So soll ich denn wieder einen Klagebrief schreiben? Zu den alten gesellen sich neue Sorgen, und von dem, was mich gedrückt, hebt nichts sich auf. Es hat sich ein neuer Freyer gefunden, und, was schlimmer ist, noch ein Verehrer dazu. Es ist eingetroffen, was ich längst im Stillen fürchtete, und mir selbst nicht gestehen wollte. Dieses arme gedrückte Wesen, das sich kaum die Kraft zutraut, den ersten Jugendgeliebten, den heiß und treu umfaßten Freund fest zu halten, hat die Neigung zweyer andern Männer willenlos auf sich gezogen, und leidet nun eben dadurch am meisten, daß es Andern Schmerz zu machen gezwungen ist.

Mit dem ersten, der bloß meine Hand, meine

ren einer erwachenden Neigung für ihre jüngere Schwester zu sehen. Mir erscheint es anders, und die Züge des Nebenbuhlers, des von ihren Vorzügen Bezauberten, gehen für mich aus jeder Erwähnung, die ich in ihren Briefen von ihm finde, nur zu deutlich hervor. Ich fürchte nichts von Lucien, ich kenne ihre Liebe, ich weiß, sie wanket ewig nicht, auch wenn kein Eid sie bände; aber ich fürchte die Stürme, welche die Nähe eines bedeutenden, reichen, dem Vater genehmen Freywerbers für unser Glück besorgen lassen.

Auch noch eine andere unangenehme Aussicht stellt sich sehr nahe vor mich hin. Der Herzog soll das **bad brauchen, und jetzt auf einmahl findet der Leibarzt, der sonst ganz anders von den Bedürfnissen meiner Gesundheit sprach, daß es räthlich seyn würde, wenn ich um die Erlaubniß nachsuchte, mitgehn, und wo nicht baden, doch wenigstens der Gebirgsluft in ungestörter Muße genießen zu dürfen. Ich fürchte, hier liegt eine Absicht zum Grunde, die aufzudecken mir innerlich graut. Vermeiden werde ich, was ich kann; und nur ein Befehl des Herzogs, meines Herrn, kann mich vermögen, mitzureisen.

Neunter Brief.

Eduard von Neuenbach an Raphael.

D..g, den 10. Julius 1808.

Wenn der Mensch sich nur abgewöhnen könnte, zu klagen, so lange bloß kleinere Verdrüßlichkeiten mehr seine Geduld als seinen Muth in Anspruch nehmen! Es kommt die ernstere Zeit, das strenge Schicksal tritt heran, und nun erst würden jene unzeitigen Seufzer sich rechtfertigen. Meine letzten Briefe haben manche Spuren der Unzufriedenheit an sich getragen. Ich fühlte mich durch Luciens Benehmen gedrückt; der sanfte aber strenge Ernst desselben, der jede Hoffnung zurück wies, und das Geheimniß meiner Liebe in meiner Brust verschlossen hielt, und die Ungewißheit über ihre Gesinnung, preßten mir manche Äußerung der Trauer ab. O, wer gibt mir jetzt jene trüben Stunden wieder, in welchen ich doch täglich um sie seyn und ohne anderen Kummer,

verblühende Älteste, stellte die gute selige Mutter vor, Fanny war an meinen Platz getreten, Neuenbach behauptete — mit dem gehörigen Unterschied — Elmwalds Stelle. Mich erfüllte diese Betrachtung mit einer süßen Wehmuth; das heilige Bild der Mutter, die Pflichten, die ich an ihrer Statt übernommen hatte, traten recht lebhaft vor meine Seele, und mit wahrhaft mütterlicher Freude betrachtete ich die jungen Leute und bildete in meinem Sinn ihr künftiges Geschick mir aus.

War es diese Ansicht, die meinem Betragen gegen Neuenbach eine sorglose Wärme gab — war es der unglückliche Reiz, den das Verwehrte so oft über Männerseelen ausübt? Genug, ich fing nach einiger Zeit an zu bemerken, daß nicht meine Schwester der Gegenstand seiner warmen, aber höchst bescheidenen Neigung war. Kein Wort, keine Handlung gestand diese Gluth; aber unwillkührlich leuchtete sie aus seinen Blicken hervor, und beurkundete sich noch überdieß als eine verzehrende, eifersüchtige Flamme. Ich wollte lange zweifeln, ich mochte mir selbst nicht gestehn, was beynahe nicht mehr zu läugnen war. Was sollte ihm diese Neigung? Was sollte sie mir? Nur ein Meer von Trübsalen konnte sie uns bereiten.

Bey Gelegenheit von Walldorfs Anwerbung

ward ich ihrer zum ersten Mahl ganz gewiß. Mein Vater, im Vertrauen auf Neuenbachs verschwiegene Freundschaft, hatte die ganze Sache in seiner Gegenwart verhandelt. Zu sehr in diesem Augenblick mit mir selbst beschäftigt, fielen meine Blicke erst nach einer Weile zufällig auf Neuenbach. Welche Veränderung in seinen Zügen! Er war todtenbleich, seine Lippen waren krampfhaft eingekniffen, und ein tiefer Unmuth sprach sich in jedem Blick, jedem Worte aus, das er Fanny oder meinem Vater zu antworten gezwungen war. Er war im strengsten Sinn von unleidlichem Humor geworden, er blieb es auch den Nachmittag, bis es Zeit war, in die Schreibstube zu gehn, und wir erwarteten ihn Abends vergebens bey einer kleinen Musikprobe, bey der er nothwendig gewesen wäre.

Dieß Benehmen blieb auch noch in den folgenden Tagen gleich, und hätte ich in dieser beklommenen Zeit lachen können, ich hätte es müssen, als Fanny mit ihrer gutmüthigen Ängstlichkeit zu mir kam, und mich fragte, ob ich denn Neuenbach mit Etwas beleidigt hätte? Er müsse böse auf mich seyn, denn er benehme sich unfreundlich gegen Jedermann, und am unfreundlichsten gegen mich. Ach, ich wußte nur zu wohl, welches bessere aber gekränkte Gefühl sich hinter diesem Unmuth ver-

barg! Ich fühlte Mitleid mit ihm. Wäre mein Herz frey gewesen, ich würde mich für verpflichtet gehalten haben, den Werth des seinigen zu erwägen und zu erforschen, ob sich kein antwortendes Gefühl in meiner Brust fände. Jetzt war Alles vergeblich, und Ernst und Ruhe das Einzige, was ich gegen ihn zeigen durfte.

Das that ich denn auch getreu, und zu meinem Glücke machten die Geschäfte unsers Hauses seine schnelle Entfernung für einige Zeit nöthig. Er war unaussprechlich gepreßt in den zwey letzten Tagen, ich sah das unselige Geständniß auf seinen Lippen schweben, aber ich wußte, trotz meines Wohlwollens, so viel Kälte und Entfernung in mein Betragen zu legen, daß es mir glückte, jene höchst unangenehme Erklärung zurückzuhalten. Nun ist er fort. Aber in drey bis vier Wochen kommt er zurück — und was dann? Soll ich offen und gerade zu Werke gehn, und ihm sagen, wie es mit meinem Herzen steht, ohne gleichwohl jenes festen Bandes zu erwähnen, das mich für ewig gebunden hält? Je länger ich diesem und manchem andern zu diesem Behuf ersonnenen Vorschlag nachdenke, jemehr Reiz gewinnt jener für mich. Offen und wahr zu seyn, das hat meine selige Mutter so tief in unsere Seelen geprägt, und ich habe es un-

ter allen Verhältnissen meines Lebens als die sicher-
ste Richtschnur meiner Handlungen gefunden. Ach,
nur in Einem Punct bin ich es nicht, darf ich es
nicht seyn; und wie schwer rächt sich diese Eine
Verheimlichung an mir!

Alphons schreibt sehr fleißig, fleißiger als sonst.
Aber — ist es vorgefaßte Meinung, ist es wahre
Bemerkung? — mir scheint, als gehe aus seinen
Briefen etwas Gezwungenes, Fremdartiges her-
vor, als sey der Ton gehalten, und manches Ab-
sichtliche darin. Kann ich dafür, daß das Bild der
schönen und verführerischen Herzoginn sich unwill-
kührlich zwischen mich und diese Briefe stellt? Ich
weiß, nicht durch Alphons, daß sie ganz unver-
hohlen auf seine Eroberung ausgeht, daß sie ihn
in Lindenhain mit aller Macht an sich gelockt, daß
er ihr entgangen, daß sie ihm in die Stadt nach-
gefolgt, und es nun dahin gebracht hat, daß er ih-
ren Vater und sie nach dem Bade von ** begleiten
muß. Zwar wird weder die Herzoginn noch Elm-
wald den Brunnen trinken; aber sie geht mit dem
Vater, um diesem, wie es heißt, Gesellschaft zu
leisten, und Alphons soll auf den Rath des Arztes
sich noch vollständig in der reinen Luft der **schen
Berge erhohlen.

Alphons äußert sich wenig, beynahe gar nicht

über diese Verhältnisse. Warum thut er das? Fürchtet er, mich zu beunruhigen, wenn er offen von den Nachstellungen spräche, die ihm gemacht werden? Fürchtet er für eitel gehalten zu werden? Ich weiß, was ich weiß, nicht von ihm. Die Generalinn F**, die in Lindenhain zu dem engsten Cirkel der Herzoginn gehörte, schreibt, was am K**schem Hofe vorfällt, ihrer Jugendfreundinn, meiner Tante, und dort höre ich so Manches, was man, ohne zu ahnen, wie nahe es mich berührt, mit aller der Schonungslosigkeit belacht und tadelt, mit welcher rechtliche Gemeinheit so gern über höhere, aus den Schranken des Gewöhnlichen schreitende Bildung herfährt. Was mir am wehsten thut, sind jene Winke, die Alphons eines allzulebhaften Interesses an der Herzoginn zu zeihen scheinen. Noch steht mein Glauben, meine Zuversicht auf ihn fest, und ich begreife, daß gewöhnliche Menschen ihn nicht richtig zu beurtheilen im Stande sind. Dennoch kann ich mich einer stillen Angst nicht ganz erwehren. Ich fange an zu verblühen. Als wir uns das letzte Mahl vor zwey Jahren sahen, war ich von einer Krankheit kaum genesen, und dieß bleiche, matte Bild haftet nun in Alphons Seele, und soll sich der glänzenden Fürstinn in allem Zauber der Schönheit und Coquetterie entge-

gen stellen? Ich bin entfernt, sie sieht er täglich; meine Verdienste, wenn ich welche habe, müssen liebevoll aufgesucht werden; sie weiß die Ihrigen, die ohnedieß blendender Art sind, siegreich geltend zu machen. Unsere Aussichten sind so trüb, so ungewiß; das Glück, welches ihre Gunst ihm schaffen könnte, liegt näher. O Rosalinde! Welche Tugend, welche übermenschliche Kraft gehört dazu, um hier nicht zu wanken! Ich weiß es wohl, Alphons hat weit mehr als die meisten Männer, die ich kenne; aber er gehört doch zu diesem vom Sinnenreiz so leicht bewegten Geschlecht. Ich fürchte nicht, daß er mich um die Herzoginn verläßt; aber auch der Gedanke, daß sie in schwachen Augenblicken einen flüchtigen Triumph über seine Treue feyern könnte, thut mir weh.

Eilfter Brief.

Eduard von Neuenbach an Raphael.

L* den 18. August 1808.

Mein Geschäft neigt sich zu Ende. Wünsche mir Glück dazu, und doppelt, weil es sich auch günstig endigt! Es hat mir gelungen, die bedeutendsten Forderungen meines Principals zu sichern, ohne das Haus N* in Schaden zu bringen. Dieses Haus hat noch viele Hülfsquellen; es kommt nur auf ihre kluge Benutzung an, und die Augen eines ruhigen Fremden sehen da oft mehr und klarer, als die des schon beängstigten, befangenen Eigenthümers. Ich war so glücklich, mit meinem Rath, mit einiger Verwendung und durch zufällige Familien-Verbindungen, welche mein Vater in L* hat, dem Hause N** bedeutende Dienste zu leisten, die ihre augenblickliche Verlegenheit sie mir noch höher anrechnen ließ, als sie werth sind. Sie sind gerettet,

wie ich hoffe, und Florheim von seiner Angst befreyt. So denke ich in ein Paar Tagen zurück zu kehren, zu ihm und zu ihr, — ach, zu ihr! — sie wiederzusehen, um sie zu leben, den Ton ihrer Stimme zu hören, und dann so bald als möglich die ängstliche Fessel zu zerbrechen, die mich thörichter Weise noch immer hält, und eine strenge Schranke zwischen mir und meinen Hoffnungen zieht.

Ich habe meinen Vorsatz, ehe ich abreiste, nicht gehalten. Ich habe mich nicht erklärt. Es war unmöglich. Wie der Cherub mit dem Flammenschwerte stand die trübe Kälte ihres Blickes, die ernste Ruhe ihrer ganzen Haltung vor meinem Paradiese. Durch diese eisige Verzäunung vermochte kein Strahl der Liebe, keine Gluth meines Herzens durchzudringen. Ob sie geahnet hat, was in mir vorging, weiß ich nicht. Zuweilen schien es mir, als vermeide sie in den letzten Stunden meiner Anwesenheit alles Alleinseyn mit mir. Doch vielleicht thue ich ihr Unrecht. Es gab so viele Störungen, daß jene Hindernisse wohl eben so natürlich aus diesen, als aus ihrem geflissentlichen Ausweichen hervorgehen konnten. Den Hofrath hat sie ausgeschlagen; das schrieb mir der Vater mit merklichem Unmuth, nicht sowohl dieser Parthie willen — denn die günstige Wendung seiner Angelegenheiten mach-

te ihn gleichgültiger gegen den Antrag — aber Luciens Eigensinn, ihre Wähligkeit, wie er es nennt, ärgern ihn. An jedem Mann, schreibt er mir in herzlicher Zutraulichkeit, hat sie etwas auszusetzen; der Eine ist ihr zu alt, der Andere zu jung, jener zu gelehrt, der zu unwissend, und endlich kommen noch die tausend Forderungen an Zartgefühl, höhere Ansichten, Geistesrichtung, Harmonie der Seelen und wie die albernen Redensarten alle heißen, die die Mädchen unserer Zeit aus Romanen lernen. Der gute Vater hat nun freylich in seiner Schreibestube unter Speculationen und Correspondenzen nie einen Begriff davon bekommen, daß Herz und Geist auch Forderungen haben, daß diese Bedürfnisse dringender gefühlt werden, und ihre Verweigerung schmerzlicher fällt, als die Forderungen an sinnliches Wohlleben und Bequemlichkeit.

Das ist das Unglück des geselligen Lebens, daß wir uns von der Natur so entfremdet haben. Wir schweben, vom Boden der Wahrheit und des einfachen Glückes losgerissen, in einer Region festgemachter Begriffe und conventioneller Verhältnisse; wir haben uns eingebildete Gesetze vorgeschrieben, deren strengem Ausspruch wir uns mit eben der Selbstverläugnung unterwerfen, welche kaum die

Naturnothwendigkeit von uns fordert; wir leiden und klagen über Übel, deren Grund bloß in Herkömmlichkeiten, Vorurtheilen u. s. w. liegt, und wo es nur eines muthigen Griffes bedürfte, um sie niederzureißen und des Glückes zu genießen, das die Natur uns beuth.

Eine Scene, die in diese Welt gehört, und gewiß ein Beleg meiner Behauptungen ist, habe ich vor einigen Tagen gesehen, und ihr Eindruck wird nicht so bald aus meiner Seele schwinden.

Ein Geschäft für das R**sche Haus führte mich in eine kleine Landstadt, sechs Posten von hier. Ich hatte es beendigt, und kehrte zurück. Der Abend war wolkig und trüb; an meinem Wagen brach etwas, ich sah, daß ich L* nicht mehr erreichen konnte und blieb in einem Dorfe, wo die Post ist, und die Straße nach **bad sich von der nach K** scheidet. Nachdem meine Sachen heraufgebracht waren, stellte ich mich an's Fenster, das in die friedlich begrünten Berge der Gegend hinaussah. Da rasselte es von einem fernen Wagen durchs Dorf herauf, und bald hielt eine Reisechaise, von vier eleganten Pferden gezogen, in der zwey Männer saßen und auf dem Bock ein reichgekleideter Jäger, vor dem Wirthshause. Es war ein ältlicher Mann von würdigem Ansehen und ein Jüng-

ling, der zuerst aus dem Wagen sprang, und dann dem ältern beym Aussteigen behülflich war. Ein solches Gesicht, voll Leben und Feuer, solchen Adel in den Zügen und Bedeutenheit in dem ganzen Wesen hatte ich nicht so bald gesehen. Alles im Hause kam in Bewegung. Es schienen Reisende von hohem Stande zu seyn. Das Gepäck wurde heraufgeschafft, aber die Herren blieben am Thore stehen; sie sahen aus, als erwarteten sie noch Jemand, sie blickten öfters die Straße hinab, und siehe da, es kam auch ein zweyter Reisewagen. Zwey Bediente auf dem Bock, ein prächtiges Wappen am Kutschenschlag ließen mich vermuthen, daß es die Familie des alten Herrn sey. Der Jüngling eilte sogleich hinzu, und öffnete den Schlag. Ein junges, überaus schönes Frauenzimmer, in einfachem, aber höchst eleganten Reiseanzug, setzte den Fuß auf den Tritt herab, während ihr Auge dem des Jünglings begegnete, der ihren Arm leise gefaßt hatte, um ihr beym Aussteigen zu helfen. Ach, Raphael, welch ein Blick des großen blauen Auges! Nie habe ich so viel Liebe und so viel Schmerz in einem Blick vereinigt gesehen. Langsam trat sie herab, der alte Herr bewillkommte sie. Es war ihr Vater, das ging aus Allem hervor. Der Jüngling hielt sich in ehrerbiethiger Entfernung etwas hinter ihnen. Dem

jungen Frauenzimmer folgte eine ältliche Frau, wahrscheinlich eine Gouvernante, und zwey jüngere, Kammermädchen vielleicht. Der alte Herr both seiner Tochter den Arm; alle gingen ins Haus, ich hörte sie hinter meiner Stube den Gang zu den vordern Zimmern, den besten in dem Gasthofe, gehen. Von einem Aufwärter, der bald hernach eintrat, um sich zu erkundigen, was ich zu essen wünschte, erfuhr ich, daß die fremde Herrschaft ein Graf mit einem pohlnischen Nahmen, den er nicht behalten hatte, und seine Tochter sey. Sie waren im **bad gewesen, und kehrten nun nach ihren Gütern zurück. Und der junge Mensch? fragte ich. „Wahrscheinlich der Kammerdiener oder Haussecretär.“ Mir fiel der Blick des jungen Mädchens ein. Ach Gott! dachte ich: Eine Gräfinn und ein Kammerdiener!

Indessen war Alles still geworden. Der Abend fing an zu dunkeln, der Mond zerstreute das duftige Gewölk, und ich entschloß mich, ein wenig spazieren zu gehn und die Gegend zu besehen. Als ich nach anderthalb Stunden ungefähr zurückkam, fand ich, nicht zu meinem Vergnügen, eine gänzliche Veränderung. Mit vielen Entschuldigungen trat mir der Wirth entgegen: Die fremde Herrschaft habe noch ein Zimmer gebraucht; sie habe

deßwegen ihren Secretär, oder wer der Herr sey, an mich abgeschickt, um mich darum zu ersuchen, man habe bis zu meiner Rückkunft warten wollen, da ich aber so lange weggeblieben, und die junge Gräfinn sehr müde und der Ruhe bedürftig gewesen sey, habe sich der Wirth gezwungen gesehn, in meiner Abwesenheit die nöthigen Anstalten zu treffen, und mein Gepäck in ein hübsches, stilles Zimmer bringen zu lassen, das rückwärts die Aussicht in den Garten und in das Thal hinab habe. Er glaubte, ich würde deßhalb nicht zürnen, das Zimmerchen sey gar freundlich u. s. w. Was war zu thun? Ich dachte an den rührenden Blick des kummervollen, schönen Gesichtes, an ihr Bedürfniß, vielleicht das leidenschwere Haupt auf ihren Kissen zur Ruhe zu bringen — und ich ergab mich.

Das neue Stübchen war wohl sehr klein, aber reinlich. Der Mond blickte freundlich durch die sechseckigten Scheiben herein. Ich warf mich auf's Bett, und überließ mich wachen Träumen von Lucien, von den lastenden Verhältnissen der großen und conventionellen Welt, die so schmerzlich auf ihr Herz, wie wahrscheinlich auch auf das meiner unbekannten Nachbarinn, drückten, bis ich einschlief.

Als ich am Morgen zeitig erwachte, war der

Tag kaum angebrochen. Der Nebel wogte auf und ab über das Thal, die Bäume der nahen Hügel blickten düster hindurch. Alles war noch still, trüb, schwer. Da war es mir, als hörte ich leise unter meinem Fenster reden. Ich öffnete geräuschlos einen Flügel, und sah hinab in den Garten. Rechts in einer Laube, von wildem Wein überwachsen, in dessen Blättern ein sterbendes Lüftchen säuselte, regte es sich. Ich glaubte ein weißes Frauenkleid zu sehen; aber es war noch Jemand in der Laube. Man sprach sehr leise, abgebrochen; mich dünkte es, den Laut einer von Thränen und Seufzern erstickten weiblichen Stimme zu hören. Was die männliche Stimme antwortete, schien ruhiger und dem Ton nach gefaßter. Meine Aufmerksamkeit war gespannt. Jetzt trat eine hohe weibliche Gestalt im weißen Morgengewand, das reiche blonde Haar nachläßig halb in schweren Flechten aufgesteckt, halb um den Nacken zerstreut, einen dunkeln Shawl um die Schultern geschlagen, aus der Laube. Ihr folgte ein Mann im blauen Überrock. Es war die Gräfinn und — der Secretär!

Sie gingen schweigend unter meinem Fenster den Gang hinauf, ihre Hände lagen ineinander. Keines sprach. Jedes schien wie an der Centnerlast eines schweren Geschickes zu tragen. An der Thür

des Hausganges blieben sie still stehen. Die Gräfinn wandte sich um, der junge Mann stand mit dem Gesichte mir gegenüber. Ich zog mich zurück, so, daß ich wohl sehen, aber nicht gesehen werden konnte. Ich hörte Sie nicht sprechen; aber was ihre Blicke, ihre Thränen ihm gesagt haben mochten, konnte ich aus der Bewegung des Jünglings errathen. Er trat einen Schritt zurück, sah sie mit düster glühenden Blicken an und stürzte dann auf die Knie. Sie beugte sich über ihn, er umschlang sie, sprang hastig auf, preßte sie an seine Brust, sie hing an seinem Nacken. Da schien es, als ermannte er sich schnell, und wand sich ehrerbiethig aus den Fesseln der schönen Arme. Sein Blick war sehr ernst, sie rang die Hände, er stand ihr in stummem Schmerz gegenüber: aber er war gefaßter als sie. Noch ein Mahl warf sie sich an seine Brust — es war ein Abschied, und ein sehr schmerzlicher, das sah ich wohl — dann riß sie sich los, und flog in's Haus. Er blieb noch eine Weile wie eingewurzelt stehen und sah auf den Punct, auf dem sie verschwunden war, ach, seine ganze irdische Seligkeit, die Hoffnung seines Lebens, sein Alles! Mein Herz war tief bewegt, für ihn und noch mehr für sie. Sie war gar eine holde Gestalt, jede ihrer Bewegungen verrieth Anstand und Würde; es war

jene Feinheit darin, jene zierliche Haltung, welche die Frauen der höhern Stände, auch wenn sie innerlich recht einfach sind, wie ein zarter Wohllaut überall begleiten, und es ist ein Glück für unsere Mädchen, daß diese anmuthigen Formen meist nicht tiefer gehn als die äußere Hülle, und hinter ihnen sich nicht immer wahrer Gehalt verbirgt. Bey dieser Gräfinn aber möchte ich wohl auf das Gegentheil schwören. Das reiche, hochgeborne Mädchen, das im Stande ist, von den Vorzügen des bürgerlichen Jünglings gerührt zu werden, seine Geburt und die Kluft, die sie trennt, zu vergessen, ist kein gewöhnliches Weib und wenigstens schöner Gefühle fähig. Das lag auch in den edlen Zügen, die ich sah, und in dem seelenvollen Ausdruck ihrer Augen. Die Unglückliche!

Ich war noch mit meinen Gedanken an sie beschäftigt, als man mir zu melden kam, daß ich mich in Geduld fassen und auf meine Postpferde warten müsse, indem die fremde Herrschaft sich aller vorfindigen bemächtigt habe. Ich wurde ärgerlich. Diese vornehmen Menschen traten sehr störend in mein Leben hinein. Ich fragte, ob ich nicht Bauer-Pferde haben könnte? Der Aufwärter verwies mich an seinen Herrn. Ich ging hinunter. Da stand der Reisewagen der Gräfinn bepackt und angespannt

unter dem Thorweg. Sie kam die Treppe herab mit ihren Frauen, noch blässer, noch rührender als gestern, Spuren von Thränen in den blauen, himmlischen Augen, und sichtlich erschöpft, wie ich aus Gang, Haltung und dem gedämpften Klang der sanften Stimme schließen konnte, mit der sie einige Befehle gab. Sie hatte mein ganzes Mitleid. Ihr Vater folgte ihr. Den Jüngling sah ich nicht. Sie setzte sich mit ihren Frauen in ihren Wagen, der Vater bestieg allein seine Chaise, der Secretär erschien nicht. Die Wagen rollten rechts die Straße hinab, die ich gestern gekommen war. Ich sprach noch mit dem Wirth, als eine Postkalesche vorfuhr, und der junge Mensch mit eiligen Schritten, den Hut tief in die Augen gedrückt, die Treppe herab und in die Kalesche sprang. Mit heftigen Worten bedeutete er den Postillon, und flog in entgegengesetzter Richtung die Straße nach O..g zu.

So waren sie denn geschieden, und vielleicht auf ewig! Mein Herz trauerte mit ihnen, und trübe Gedanken über die Wandelbarkeit aller menschlichen Freuden und Hoffnungen zogen wie die Wolkenschleyer an den Bergen gegenüber vor meinem Geiste empor. Gehe denn nicht auch ich der Freude des Widersehens und schönen Hoffnungen entgegen, und muß ich nicht auch fürchten, sie vom kalten

Hauch der Wirklichkeit, gleich halberschlossenen Blüthen vom Frühlingsreife, gesengt zu sehen? Zwar zeigt sich bis jetzt meinem forschenden Blick kein sichtliches Hinderniß. Der alte Florheim ist mir gut, mein Stand der seinige, und Lucie behandelt mich mit unverkennbarer Achtung. Soll ich nicht hoffen dürfen, auf diesem Wege ihr Herz endlich auch in Liebe zu rühren? In Liebe? Luciens Liebe! O fühle, Raphael, welcher Himmel in diesem Gedanken liegt! Von Lucien geliebt werden, in der ätherischen Klarheit dieses reinen Herzens leben, Eins mit ihr seyn, für Zeit und Ewigkeit! Raphael! Mir schwindelt vor dieser Seligkeit! Bald möchte ich glauben, sie sey zu groß für einen Sterblichen. Nur lieben dürfen möchte ich sie, sie von fern verehren, anbethen, und ihr von Zeit zu Zeit sagen dürfen: sieh, das empfinde ich, das habe ich für Dich gethan, gelitten, geopfert! Es war doch eine schöne Zeit, die des Ritterthums und der treuen Minne, wenn so ein Ritter alle Kraft seiner Liebe, seines Armes, seines Muthes dem Dienste einer Einzigen weihen, den schwierigsten Unternehmungen auf ihren Befehl sich unterziehen, den gefährlichsten Abenteuern begegnen, für sie allen Unbilden der Jahreszeiten, allen Schrecken der Wildnisse, der Drachen und Ungeheuer Trotz die-

then, ihre Farben überall siegen machen und ihr vor der Welt seine stolze Huldigung gestehen durfte! Warum leben wir jetzt nicht mehr in dieser Zeit! Du solltest von meinen Thaten, meinen Leiden, meinen Gesängen hören, und Alles, Alles würde nur sie verklären, sich zum Strahlenkranze bilden, ihr Haupt umglänzen und sie vor aller Welt verherrlichen. Du lächelst über den Träumer, Raphael? Habe Nachsicht, und denke, daß dem Dichter ja zuweilen so ein irrender Flug in's Gebieth der Phantasie erlaubt ist, wenn er lange genug in der ermüdenden Prosa von Merkurs Geschäften sich abgearbeitet hat! Leb wohl!

Zwölfter Brief.

Lucie Florheim an Rosalinden.

Aus der Residenz, den 28. August 1808.

Der wichtige Schritt, den ich mir vorgesetzt, ist gethan. Neuenbach ist seit ungefähr acht Tagen wieder hier, und ich fand es nach der Art seines Willkommens, nach der Entzückung, die aus seinen Augen, der Zuversicht, möchte ich sagen, die aus seinem Wesen sprach, dringend nothwendig, meinen längstgenährten Vorsatz auszuführen, und offen mit ihm zu reden. Diese Leidenschaft durfte nicht länger gehegt und ein edler Mann, der es treu mit mir meinte, nicht länger in einer gefährlichen Täuschung gelassen werden, die, jemehr sie anhielt, desto zerstörender bey ihrem nothwendigen Aufhören auf seine Ruhe wirken mußte.

Drey Tage nach seiner Ankunft, als alle Geschäfte abgethan waren, und ich unter Angst und

Sorge alle Augenblicke das unselige Geständniß durch irgend einen Zufall über seine Lippen springen zu sehn erwartete, nahm ich mir endlich den Muth, ihn allein in den Garten zu rufen und ihm dort Alles zu gestehn: meine Liebe für Alphons, meine Aussichten, meine Hoffnungen, nur nicht den Schwur, der mich an ihn band, und nicht meine jetzigen Sorgen. Nicht ohne schweren Kampf, nicht ohne Widerstreben meines Innersten, that ich den mühsamen Schritt. Er nahm ihn auf, beynahe wie ich vermuthet hatte, und doch nicht ganz so. Ich sah eine unendliche Bitterkeit, so darf ich es wohl nennen, nicht Schrecken, nicht Schmerz sich über seine Züge verbreiten. Es fehlte wenig, daß er sie nicht in Worten aussprach. Das, ich muß es gestehn, hatte ich nicht erwartet; denn dazu hatte ihm weder mein Betragen, noch auch irgend ein anderer Anspruch ein Recht gegeben. Übrigens, sobald dieser erste Sturm vorüber war, fanden sein gutes Herz und sein fein gebildeter Geist sich wieder zurecht. Auf sein Zartgefühl konnte ich mich in Rücksicht seiner Verschwiegenheit verlassen. Er mag, der Arme, wohl schmerzlich mit sich gerungen haben! Jetzt ist er wieder sanfter, umgänglicher geworden. Er fängt oft an, von den Gefühlen meines Herzens für Alphons zu sprechen.

Ich höre das nicht gern, aus vielen Ursachen. Zuerst fühle ich tief in meinem Innersten, daß Eduard und ich uns nicht verstehn, und wohl nie verstehn werden, obwohl er in mich verliebt ist; dann hält mich eine geheime Scheu ab, mit dem eigentlich Abgewiesenen von meiner Liebe für einen Andern zu sprechen, und vielleicht durch solche Erörterungen eine unglückliche Leidenschaft eher zu nähren, als zu löschen; endlich, o meine Rosalinde! thut jedes solche Gespräch meinem Herzen jetzt unendlich weh; wenn ich es mit jemand Andern als mit Dir führen muß. Ach, ich möchte oft auch Dir und mir selbst verbergen können, was ich muthmaße und fürchte!

Die Badezeit ist zu Ende. Alphons ist nicht mit dem Herzoge nach K** zurückgekehrt. Er hat Urlaub angesucht, um seinen Vater zu besuchen. So schrieb er mir im letzten Brief, der von einer Mittelstation seiner Reise datirt war. Sichtbar, wie noch kein anderer, trägt dieser Brief die Spur eines verstörrten Sinnes. Abgerissen, scharf, düster, verbirgt er nur schlecht den Zustand eines mit sich selbst uneinigen Wesens, das überall hinter dem verhüllenden Schleyer hervorblickt. Eine dunkle Gluth, möchte ich sagen, schlägt wie aus einem Vulkane zuweilen hell in die Höhe, und weckt

antwortende Flammen in meiner Brust; doch sogleich scheint sie wieder unter der Asche trüber Ahnungen und feindseliger Vorstellungen zu erlöschen. Warum thut dieß Alphons? Warum will er mir etwas verbergen? Und hat er denn etwas vor mir zu verbergen, vor mir, der sein reiner Geist sonst wie der Wiederklang des meinigen unverfälscht und unverzüglich entgegen kam, der keinen Gedanken, keine Regung in der innersten Brust hegte, die mir unbekannt bleiben durften? Alphons verbirgt mir etwas! O, das ist sehr schmerzlich!

Rechne dazu, was ich durch die Tante von jener unseligen Badecur höre, und wie sichtbar die Prinzessinn ihm ihre Leidenschaft gezeigt, so, daß sie das Augenmerk und das Gespräch der ganzen Badegesellschaft wurde! Zwar soll sich Elmwald, wenigstens vor der Welt, setzte die Tante hinzu, immer in den Schranken der strengsten Ehrerbiethung gehalten haben. Aber was geschehen seyn mochte, wenn sie allein waren, spöttelt kalt die Cousine, darüber wollen wir nicht zu strenge urtheilen: Es ist gar nicht glaublich, daß eine schöne Frau, eine Fürstinn ungehört seufze. O, nicht im Geringsten, nimmt dann die Tante das Wort wieder: Man soll es auch aus dem bald heftigen, bald düstern, bald schmachtenden Betragen des jun-

gen Menschen erkannt haben, daß er nichts weniger als ruhig war, und vielleicht nur der Gedanke an die Hoffnungslosigkeit einer Leidenschaft, der er sich hinzugeben im Begriff stand, ihm die trüben Augenblicke mag verursacht haben.

Bey solchen Gesprächen muß ich gegenwärtig seyn! Und wenn ich in einsamen Stunden mir Alles wiederhohle, und die Richtigkeit aller dieser Bemerkungen aus den Ansichten dieser Menschen, selbst aus der Entfernung und Unzuverlässigkeit der Beobachtungen zu erklären, mich durch Vertrauen auf Alphönsens unwandelbare Treue und die Festigkeit seines Characters zu beruhigen suche: dann kommt ein Brief, wie mehrere seiner letzten, voll seltsamer Äußerungen, voll räthselhafter Absprünge, und stürzt mich von Neuem in mein Labyrinth zurück, indem er mir das schmerzliche Geständniß abdringt: Ach es ist nicht mehr Alles, wie es war! Und was mag sich verändert haben!

Dreyzehnter Brief.

Eduard Neuenbach an Raphael.

D..g den 30. August 1808.

Es ist entschieden. Ich weiß mein Schicksal. Sie liebt seit Langem, obwohl unter schwierigen Verhältnissen und im Anfange mit wenig Hoffnung, doch treu und edel, und selbstverläugnend, wie das bey einem Wesen gleich dem ihrigen nicht anders denkbar ist. Sie liebt einen Andern, einen Glücklichern gewiß; aber auch einen Bessern, Beglückendern? Die Art, wie sie von diesem Freunde sprach, schien mir eine geheime Sorge anzudeuten, ob auch wohl Alles so sey, wie sie wünschte? Sie sprach das zwar nicht aus, sie schilderte ihn mit Begeisterung; dennoch dünkt mich, es liege im Grunde ihres edlen, ach, des schönsten Glückes würdigen Herzens, ein gehei-

mer Schmerz, den ihre Lage, so wie sie mir sie eröffnete, nicht ganz erklärt.

Wie mir während ihrer Erklärung war, wie mein Herz, in seinen innersten Tiefen erschüttert, bebte, blutete, ach, Raphael! verlange nicht, daß ich Dir das schildere! Ich war in einem Zustande, den ich damahls kaum faßte, den jetzt zurück zu rufen ein viel zu marterndes Geschäft wäre. Auch darf ich wohl sagen, es hat mich gekränkt. Ich hatte es nicht um sie verdient; denn sie muß meine Liebe, meine gränzenlose Verehrung für sie längst erkannt haben. Warum hat sie sie wachsen lassen bis zu dieser Höhe? Warum hat sie nicht früher gesprochen? Ist denn ein Herz, wie meines, ein gar so unbedeutendes Spielzeug, daß man es eben aufnimmt, liegen läßt, zerbricht, wie man will, und in achtloser Zerstreuung gar nicht bemerkt? Genug, mein Todesurtheil war gesprochen, und ich durfte nicht klagen. Ich wollte es auch nicht, ich wollte ihr nicht zeigen, wie mein ganzes Wesen Ein Schmerz, Eine Todeswunde war. Mehrere Tage vergingen, ehe ich meiner selbst und einer leidlichen Fassung mächtig ward. Darum konnte ich Dir auch nicht schreiben, denn ich konnte mein frischblutendes

Herz nicht mit ruhiger Kälte hinlegen und untersuchen, und darüber Bericht erstatten.„

Alphons Elmwald heißt der Glückliche, der Sohn eines mittelmäßig begüterten Mannes, der außer ihm noch viele Kinder hat. Schon in T*, wo Lucie vormahls mit ihren Ältern lebte, und Alphons studierte, bildete sich diese Neigung, die seitdem durch fünf Jahre, wenigstens in ihrem Herzen, mit unverbrüchlicher Treue fortlebte. Schicksale haben sie getrennt. Er lebt in der Ferne, am K**schen Hofe, und das Verhältniß muß dem alten Florheim verborgen bleiben, bis eine Anstellung und angemeßne Einkünfte es Alphons möglich machen, Lucien seine Hand anzubiethen, und dem Vater die Versicherung zu geben, daß er für lange, wo nicht für immer, unsere Hauptstadt nicht verlassen werde.

Ihrer Schilderung nach ist dieser Alphons etwas Außerordentliches. Gewöhnlich wird der Jüngling wohl nicht seyn, dem ein Mädchen wie Lucie, wenn auch in der Verblendung erster Liebe, sich hingibt; aber ob seine spätere Ausbildung den ersten Hoffnungen Wort gehalten, ob er das geworden oder geblieben, was ihre jugendliche Phantasie an ihm sah?

Ich will nicht richten. Er mag edel, genialisch,

außerordentlich seyn. Es wäre klein von mir, dem Manne, den ich nicht kenne, auch nur Eine gute Eigenschaft abzusprechen, weil er mir in den Weg tritt, weil er mein Erdenglück zerstört hat, und vielleicht nicht ein Mahl, was er mir raubt, so ganz zu schätzen und zu halten versteht. Heißer aber, treuer lieben, als ich, kann er sie nicht, und so steht ein großer Vortheil auf meiner Seite.

Den 31. Abends.

So weit hatte ich gestern geschrieben, und dachte meinen Brief heute zu endigen. Das thue ich auch. Aber antworte mir nicht hierher! Deine Antwort würde mich nicht finden. Ich gehe übermorgen auf acht bis zwölf Tage zu meiner Schwester nach D**. Gestern ist ein Brief von Alphons gekommen. Er hat unter dem Vorwand, seinen Vater zu besuchen, Urlaub von dem Herzog genommen, und eilt nun, nachdem er ein paar Tage im väterlichen Hause geblieben ist, hierher zu seiner Geliebten. Das ist sehr begreiflich; aber ich habe keine Lust, das Entzücken des Wiedersehens der beyden Glücklichen abzuwarten. Lange bleibt er auf keinen Fall; und kennen lernen möchte ich ihn. So werde ich am Ende seines Aufent-

haltes zurückkommen. Lucie ist außer sich vor Freude. Sie beherrscht sich zwar mit ungemeiner Kraft vor ihrem Vater, vor den Fremden, selbst vor mir; doch sehe ich an diesen strahlenden Blicken, an diesen erhellten Zügen, ach, ich höre es selbst an der Musik ihrer Stimme: sie ist glücklich! — Und ich? —

Ich muß fort. Mögen sie sich in die Arme sinken, trunken seyn vor Wonne! — Lucie in andern Armen! O, das ist ein Bild, das wahnsinnig machen könnte! — Leb wohl! Ich kann nicht weiter schreiben. Wenn ich wieder zurück bin, wenn er fort ist, erhältst Du einen Brief.

Vierzehnter Brief.

Herzoginn Alexandrine von Z** an die Gräfinn Herminie von S**.

K** den 28. August 1808.

Mein Brunnenaufenthalt ist zu Ende. Ich habe ihn vor der Zeit abgebrochen. Dort noch länger auszuhalten, war nicht möglich. Gern hätte ich meinen Vater beredet, länger auch ohne mich dort zu bleiben; er wollte das nicht, er wollte mich nicht allein reisen lassen, er hielt mich für krank. Wenn Seelenleiden, gestörte Hoffnungen, bittere Enttäuschungen Krankheit genannt werden können, so war ich auch krank, und bin es noch. Körperlich fühlte ich keinen Schmerz; meine Seele zerrissen tausend Dolche.

Ich achte keinen Mann mehr, sagt die Königinn im Carlos. Auch ich darf so sprechen. Viele frühere Erfahrungen haben mich so belehrt; sie verschwinden alle an Bitterkeit vor der letzten. Das hätte ich nicht geglaubt!

Elmwald ist schwach, schwankend, und hängt er-

bärmlich an Vorurtheilen. Hättest Du das für möglich gehalten, nach dem, was ich Dir im Anfange dieses Sommers schrieb? Er ist keines großen Gedankens, keines kühnen Entschlusses fähig, er ist der Liebe eines edlen Weibes nicht werth.

Wer mir das vor zwey Monathen gesagt hätte! Ich würde ihn als einen Sinnlosen, oder Verläumder abgewiesen haben. Und doch ist es so. Ich muß mich sammeln, Dir zu schreiben. Zwar ist die Sache nicht neu; was ich nun klar weiß, ahnete ich seit Langem, und wurde mir vor ungefähr zwey Wochen ziemlich deutlich zu verstehen gegeben. Mein Herz sträubte sich, an den Unwerth des Mannes zu glauben, der mir als einer der ersten seines Geschlechtes erschienen war. Mit ängstlicher Gewalt hielt ich das herrliche Bild, das in meiner Phantasie strahlte, so lange ich's vermochte, fest. Jetzt endlich sinkt es ganz vor mir in Staub dahin.

Meine Briefe aus ** bad müssen Dir den Zustand meines Herzens zum Theil entdeckt, und Dich gewissermaßen auf etwas Ungehöriges, Düsteres, das im dunkeln Hintergrunde lag, vorbereitet haben.

Mit welchen stolzen, schönen Hoffnungen ich diese Reise begann! Es war ein unvergleichlicher Sommermorgen. Als wir auf die Anhöhe kamen, stieg die Sonne in unumwölkter Strahlenpracht empor.

Ihr glühendster Schimmer fiel in rosenrothen Tinten auf Alphons edle Züge, der mir gegenüber etwas düster und gedankenvoll im Wagen saß. Ich hatte das mehrmahl bemerkt; er war nicht heiter, ich glaubte nachgebliebene Spuren seiner Krankheit zu sehen, ich bemühte mich, ihn zu zerstreuen. Es ist so süß, sich für den theuern Freund zu bemühen, seinen Schmerz zu stillen, die Wolken von seiner Stirne zu scheuchen! Es gelang so ziemlich. Wir kamen in ** bad an. Hier richtete ich mich sogleich ein. Meines Vaters Bade- und Schlummerstunden sollten köstlichen und ganz einsamen Spaziergängen in der himmlischen Gebirgsgegend gewidmet seyn. Einige Tage ging es leidlich. Mein Herz öffnete sich weit; die Schönheit der Natur um mich her, das erste Aufathmen meines Wesens nach langem, schmerzlichen Druck, die Nähe des theuern Freundes, seine seelenvollen Gespräche erhoben, begeisterten mich. Eine lange verhaltene Wärme brach aus dem innersten Heiligthum meiner Seele hervor. Ich dachte nicht, daß hier eine Zurückhaltung oder Vorsicht nöthig wäre; ich zeigte mich Alphons, wie ich war, so liebevoll, so tieffühlend, wie vielleicht nur Du mich kennst. Ich glaubte ja nichts anderes, als daß in seinem Herzen voller, reicher Wiederhall für alle diese Anklänge sey. Bald fühlte ich

dennoch, es war nicht so. Sein Gefühl kam dem meinigen nicht entgegen. Er war nicht kalt, nicht ruhig, das erkannte ich wohl, zuweilen überraschte ihn ein Ausbruch verborgener Gluth; aber er beherrschte sie. Es war ein sichtlicher Kampf in seinem Innern, ein Kampf, der, wie ich glaubte, ihm aufreibend zu werden drohte. Seine Ursachen zu errathen schien mir nicht schwer. Ich Thörinn! Ich suchte sie in dem Zwiespalt seiner Wünsche und seiner Lage gegen mich. Du weißt, wie ich über diese äußern Formen, über diese Standesvorurtheile denke, wenn sie es wagen wollen, sich unserm wahren Glücke in den Weg zu stellen. Ich bin lange genug ihr Opfer gewesen, und habe bitter genug gelitten, um endlich zu dem Entschluß zu kommen, mich über sie zu erheben. Ich wollte glücklich seyn, und glücklich machen. Offen und wahr, wie ich bin, trat ich ihm entgegen, ließ mein Gefühl sprechen, zeigte ihm, daß ich ihn liebte, und ließ ihn hoffen, daß, wenn auch meine äußeren Verhältnisse eine förmliche Verbindung unter uns unmöglich machten, doch keine heilige Pflicht mich abhielte, meiner Neigung zu folgen, und in einer innigen Vereinigung liebender Seelen, die nur ihre Liebe und die Übereinstimmung der Gemüther als Gesetz erkennen sollten, mein dauerndes irdisches Glück zu finden.

Abscheulich! Herminie! Abscheulich! Er trat bestürzt zurück. Er schlug mein Erbiethen, meine Liebe aus!

Noch jetzt, wie jene entsetzliche Scene sich in meinem Gedächtniß wiederhohlt, faßt mich ein unnennbares Grauen, meine ganze Natur empört sich, und ich habe Mühe, an die Wirklichkeit dieser Erinnerung zu glauben. Fürstinn Alexandrinens Liebe nicht erwiedert! Und von wem? Von einem gemeinen Bürgerlichen! — Gemein? Nein! Bey Gott! Gemein ist er nicht; aber für so schwach, für so befangen in Vorurtheilen hätte ich ihn nicht gehalten.

So fahre denn hin, schönes Bild einer bessern, höhern Seelenvereinigung! Wenn sie mit einem Jüngling, wie dieser, nicht möglich war, wird sie's nie und nirgends. Ach, wie er groß, und schön und rührend war, selbst in seiner Weigerung, in dem sichtlichen Kampfe eines mächtigen Vorurtheils mit einem heißen Wunsche! O! Warum mußte er so rührend seyn!

Er hat auf der Universität ein Mädchen geliebt, glühend, innig, wie solch ein Herz lieben kann, wenn die erste heilige Flamme daraus hervorbricht. Umstände sind dazwischen getreten, er ist seit drey Jahren von ihr entfernt, es übrigt ihnen wenig Hoffnung; doch achtet er in übermäßigem Zartgefühl

sich für gebunden. Welches Glück kann ein Mann, wie Alphons, sich an der Seite eines einfachen, beschränkten Mädchens versprechen? Aber er ist eigensinnig, das habe ich längst bemerkt; und für Gemüther, wie seines, ist es genug, eine Sache ein Mahl mit Heftigkeit und aus Gründen ergriffen zu haben, um sie nie wieder, selbst wenn diese Gründe aufgehört haben, fahren zu lassen, wäre es auch bloß aus Stolz. Und stolz ist er, Herminie, ungeheuer stolz!

Nach jener Erklärung, die, wie Du denken kannst, nicht ohne heftigen Sturm abging, erschien er den folgenden Tag vor dem Herzog, und suchte um einen Urlaub von vier Wochen an, um seinen Vater zu besuchen, der nicht weit von hier ein kleines Gütchen bewohnt, mit dem Bedeuten, er fühle sich unwohl, und Luft und Wasser hier seyen seiner kaum hergestellten Gesundheit unzuträglich. Es war ihm leicht zu glauben. Seit unserm ganzen Aufenthalt war er nie recht heiter gewesen, sein Auge nie in gewohntem Feuer strahlend; den Tag jener Bitte sah er vollends krank und verstört aus. Erschrocken — denn auch er liebt den Undankbaren väterlich — bewilligte der Herzog die Bitte, und Alphons sollte uns am nächsten Morgen verlassen. Das erzählte mir mein Vater, als er bald darauf in mein Zim-

mer trat, und mich von dem, was ich gestern gelitten, noch angegriffen und halbkrank auf meiner Chaise longue fand.

Tadle mich, Herminie! Schilt mich schwach, thöricht, wahnsinnig, wenn Du willst! Aber diese Nachricht, die Gewißheit, ihn jetzt zu verlieren, brachten mich, nach Allem, was ich durch ihn erfahren, beynahe um die Besinnung. Zum Glück merkte mein guter Vater, in seiner eigenen Sorge um den Liebling versenkt, die Veränderung meiner Gesichtszüge nicht. — Aber jetzt noch hier, in dieser tödtlich langweiligen Einsamkeit ohne Alphons zu bleiben, war mir undenkbar. Ich brauchte ja ohnehin das Wasser nicht, und des Herzogs Brunnenzeit war nah am Ende. Ich trug daher meinem Vater beym Abendessen vor, daß ich große Lust hätte, auch nach Hause zurückzukehren, weil auch ich fühlte, daß die Gebirgsluft für mich zu rauh sey; ich würde ihn daher bitten, mir zu erlauben, mich früher, als er, von ** bad zu entfernen.

Mein Gott! rief der bestürzte Greis: So wollt Ihr mich Alle verlassen? Soll ich denn hier ganz allein bleiben?

Lassen Sie Ihrer Durchlaucht ihren Willen, gnädigster Herr! fiel Alphons sogleich rasch ein: Ich bleibe bey Eurer Hoheit, so lange es Ihnen

gefällt. Meine Reise zu meinem Vater mag ein andermahl Statt haben.

Das war zu viel! Mir so offen zu zeigen, daß er nur mich floh, daß nur meine Gegenwart ihm hier unerträglich war! Ich kniff meine Serviette unter dem Tisch; zum Sprechen hatte ich in diesem Augenblicke keine Macht. Mein Vater saß schweigend, und spielte mit der Gabel auf dem Teller. Alphons betrachtete ihn mit leuchtenden Augen, wie ein Sohn den Vater betrachten könnte, dem er gern eine Freude gemacht. O Herminie: Ich glaubte, das Herz würde mir springen!

Ich danke Ihnen, lieber Elmwald! sagte mein Vater nach einer Weile: Bleiben Sie vor der Hand noch da! Morgen wollen wir Alles besprechen; besserer Rath kommt über Nacht. Mit diesen Worten hub er die Tafel auf. Alles ging auseinander. Ob ich schlief? Wie ich die martervolle Einsamkeit der Nacht zubrachte? kannst Du errathen. Am andern Tage wurde beschlossen, daß Alphons und ich noch einige Tage bleiben, der Herzog auch ein Paar Tage an seiner Kurzeit nachlassen sollte, da er sich schon sichtlich viel besser befand, und wir dann alle zusammen uns auf den Weg machen wollten, bis, wo die Straßen sich scheiden, wir nach K*, Alphons aber zu seinem Vater gehen würde. Diese vier Ta-

ge waren für mich Tage unter Höllenqual verlebt. Ich will hoffen, daß sie ihm nicht leichter geworden. Am fünften reisten wir ab. Unmöglich hätte ich es ausgehalten, mit Elmwald so wie auf der Hierherreise in Einem Wagen zu fahren. Er saß bey meinem Vater in der Chaise, ich folgte mit der Oberhofmeisterinn und meinen Frauen. Am zweyten Tage Abends erreichten wir die Scheidestation. Schon den ganzen Tag durch hatte dieser Gedanke der Trennung folternd an meinem Herzen genagt, und, wie bitter auch, wie billig aufgereizt es war, die Gewißheit, ihn zu verlieren, fing wieder an, sein Bild in Zauberfarben zu kleiden. Ich hatte alle Gewalt über meine Seele vonnöthen, um die Thränen, die in einsamen Stunden reichlich flossen, vor ungeweihten Zeugen zurückzuhalten. Acht Stunden hatte ich ihn nicht mehr gesehen, wir waren beym Umspannen nie ausgestiegen. Dieser Abend war der letzte, den ich für lange Zeit mit ihm zubringen sollte. Als mein Wagen hielt, öffnete er den Schlag, und reichte mir den Arm. O Gott! Mit welcher Gewalt drang der Blick seines Flammenauges in mein Innerstes! Es war nicht möglich, ihn auch nur eine Minute allein zu sprechen; und sprechen mußte ich ihn noch, wenn ich unter dem Gefühle meines Herzens nicht erliegen sollte.

Ich flisterte ihm zu, er sollte sich am Morgen vor dem Aufbruch im Garten einfinden.

Der grauende Morgen athmete feuchtkalt. Es hatte die vorhergehenden Tage geregnet. Nebelwolken lagen in den Thälern, Alles war in Trauerschleyer gehüllt. Alphons erschien, dem Befehl zu Folge, wie er sagte. Er war abgemessen, gefaßt; ich sah doch, daß er sich bekämpfte. Ich wußte, daß meine Liebe Funken aus dieser starken Seele geschlagen habe, und ich wollte die Befriedigung haben, ihn noch ein Mahl in der Verklärung aller ihrer Strahlen zu sehen, mich an dem scheidenden Lichte zu sonnen, oder zu versuchen, ob der Schmerz des Abschiedes dieß stolze Herz nicht beugen könne? So ließ ich meinen Klagen, meinen Gefühlen freyen Lauf. Er wurde unruhig, bewegt, er beschwor mich, mich zu beruhigen. Heilige Pflichten, sagte er, verwehrten ihm, an irgend ein anderes Verhältniß zu denken; er würde meine, seine eigene Achtung verwirken, wenn er hier wanken könnte. Diese Worte strömten einen Schimmer von Hoffnung in meine umnachtete Seele; ich glaubte hier nicht die Stimme eigener Wahl, sondern der gebiethenden Ehre und Rechtlichkeit zu hören. Ich ließ meine Thränen fließen, ich verbarg ihm eine Anwandlung von Ohnmacht nicht, die mich als Folge der heftigen

Erschütterung befiel; er schlang erschrocken den Arm um mich, ich sank an seine Brust, unsere Lippen begegneten sich. O Herminie! Welch ein Augenblick! Abermahls riß er sich los. Er betheuerte, daß er nun und nimmer sein Herz an eine Andere, und wäre es die erste, die liebenswürdigste ihres Geschlechtes, versagen könnte. In dem Augenblick hörte ich meines Vaters Stimme, der mich suchte, um in den Wagen zu steigen. Ich stand auf, Elmwald folgte mir, mein Herz war unbeschreiblich gepreßt. An der Hausthür wandte ich mich noch ein Mahl um; er stand in schmerzlichem Kampfe vor mir. So ist dieß dein letzter, unwiderruflicher Entschluß? sagte ich, und hob das thränenschwere Auge zu ihm empor: Sind wir geschieden? — Wir sind's, rief er, und stürzte zu meinen Füßen: Vergeben Sie, Fürstinn, wenn jemahls eine unbedachte Äußerung, ein unbewachter Blick Sie zu der Meinung veranlaßte, ich wagte es, meine Augen bis zu Ihnen zu erheben, und mein Herz sey noch frey! Die Schuld ist ganz mein, ich erkenne es, und Ihre Thränen sind mein bitterster Vorwurf.

Herminie! Welche Sprache! Mein Herz riß mich hin, ich beugte mich nieder, ich breitete meine Arme aus; er umschlang mich. Es war der ganze Himmel in diesem Moment, aber es war nur Ein

Moment. Er sprang auf, er riß sich aus meinen Armen, meines Vaters Leute suchten mich. Ich flog zu ihm, der Wagen war gespannt, der Abschied heftig, kurz, in Beyseyn meiner Frauen.

Nun bin ich hier. Alles ist mir verhaßt, mein Daseyn, meine Umgebungen, bis auf die Zimmer und die leblosen Einrichtungsstücke. Es ist die Seele entwichen. Er ist nicht da, und was mich tiefer schmerzt, er ist für mich verloren! Nicht darum, weil er einer Andern einst von Liebe gesprochen, und die Thörinn nun glaubt, er wäre ihr Treue schuldig — solch ein thöricht Hoffen, und solch einer Dirne übermüthige Erwartungen ließen sich allenfalls mit Geld oder durch einen andern Mann berichtigen, dem man eine gute Versorgung versicherte, wenn er sie durch seine Hand von der Gefahr, eine alte Jungfer zu werden, befreyen möchte; denn das ist's denn wohl immer, was solchen hartnäckigen Verbindungen zum Grunde liegt — nein, sondern weil Alphons nicht Alphons, nicht der kühne, aufstrebende Geist ist, für den ich ihn hielt, weil er an erbärmlichen Vorurtheilen hängen, und mein und sein Glück darüber zu Grunde gehen sehen kann! O, das ist das Schmerzliche, daß wir nicht allein den Freund, daß wir auch die Idee verlieren, die wir von ihm hatten, daß das schöne Bild unserer

Phantasie zum Himmel zurückgekehrt ist, von dem es gekommen, der schönere Feruer des irdischen Geschöpfes, wie er nur in der Idee der Gottheit existirte *).

Wie gesagt, ich bin sehr unglücklich. Es ist mein nächtliches Geschick, das sich seit acht Jahren ununterbrochen fortsetzt, der Fluch vielleicht irgend einer unausgesöhnten Schuld unseres Hauses, der auf der unbewußten, unverschuldeten Enkelinn sich entladet, wenn wir den neuaufgestellten Begriffen der Tragiker glauben wollen. Und wahrlich, Herminie, wenn ich meine Ansprüche und mein Schicksal, mein stets tadelloses Benehmen und das unausgesetzte Unglück vergleiche, das mich rastlos verfolgt, so kann ich beynahe nichts anderes glauben. Doch ich habe lange genug geklagt. Du kannst nicht helfen. Niemand kann mir helfen, wenn es so ist, wie ich eben gesagt; und es übrigt nichts, als standhaft tragen, und zuletzt mit Anstand untergehn.

---

*) Nach der persischen Mythologie.

Fünfzehnter Brief.

Lucie Florheim an Rosalinden.

D..g, den 4. September 1808.

Rosalinde! Er ist hier! Ich habe ihn wieder! Er athmet Eine Luft mit mir, ich sehe ihn jeden Tag. Wie kann ich schildern, was in mir vorgeht! Nach so langer Zeit der Trennung, der schmerzlichsten Entbehrung nun endlich wieder der Anblick der theuern Gestalt, endlich wieder das Betrachten dieser ausdrucksvollen Züge, das Horchen auf den Klang der geliebten Stimme! Ist es auch wahr? Ist es kein Traum? Wie oft habe ich schon recht schön also geträumt, und das holde Bild zerfloß in nichtigen Schein!

Ich will mich sammeln, und Dir Alles so treu wie möglich erzählen. Wird der Brief unzusammenhängend, so klage mich nicht an! O, ich bin zu selig, und doch wieder im tiefsten Grunde des Herzens von zu mancher Sorge gequält, als daß ich eine ruhige Fassung gewinnen könnte. Es ist noch

so Manches dunkel in unsern Aussichten, ja selbst in unserer Stellung gegen einander. Aber ich will nicht klagen, ich will mich bloß freuen, daß er da ist, daß ich ihn sprechen, aus seinen Blicken, seinen Worten meine Beruhigung schöpfen kann, daß ich nicht mehr zu dem unzulänglichen Behelf der Briefe flüchten muß; ich will ein Mahl recht glücklich seyn!

Man hatte mich gerade in den letzten Tagen vor seiner Ankunft mit gar so vielen, und zu meinem Unglück so wahrscheinlichen Gerüchten von seinen Verhältnissen zur Herzoginn unterhalten, und so viel von dem unternehmenden, ja, wenn jene Berichte wahr sind, von dem freyen Betragen dieser Frau gegen ihn erzählt, die sich über alle Formen der Schicklichkeit hinaussetzt, und nichts anzuhören scheint, als die Stimme der Leidenschaft, oder einer augenblicklichen Laune. In **bad war sie und ihre unverhehlte Liebe zu dem Cabinetssecretär ihres Vaters der Gegenstand des allgemeinen Gespräches gewesen. Plötzlich aber hatten sie Alle, noch ehe die Curzeit aus war — man weiß nicht, aus welcher Ursache — sich zur Abreise entschlossen, und **bad verlassen. Auch hierüber ermangelte die Schmähsucht nicht, ihre Vermuthungen aufzustellen, und — ach, Rosalinde! — ich mußte das Al-

les anhören, und durfte durch keine Miene verrathen, wie nahe es mich anging, wie weh es mir that. Oft schon war der Entschluß in mir erwacht, die Gesellschaften der Tante lieber ganz zu meiden, um nicht zu hören, was mich so tief verletzte, und was doch — das konnte ich wohl aus der Art des Gespräches und dem Character der Sprechenden beurtheilen — nicht ganz Wahrheit war. Aber ein unseliger Vorwitz riß mich jedes Mahl wieder hin, und die Begierde, etwas Neues von Alphons und der Herzoginn zu hören, überwog die Furcht vor dem Schmerz, den es mir erregen würde.

Eben war ich aus einer solchen Zusammenkunft, verwirrt und in meinem Innersten zersplittert, nach Hause gekommen, als man mir einen Brief von ihm einhändigte. Hastig erbrach ich ihn. Es war die Sprache der innigsten Liebe, der treuesten Gluth, die ich, trotz jener bösen Gedanken, welche das Gespräch der Tante erregt hatte, nicht verkennen konnte; und dieser Brief meldete mir, daß er unter dem Vorwande, einige Wochen wegen Familiengeschäften bey seinem Vater zuzubringen, Urlaub vom Herzoge erhalten habe, und diese Zeit benutzen wollte, mich endlich wieder zu sehen, und über Alles, was auf seinem Herzen schwer läge, mit mir zu sprechen. Der Herzoginn war mit keinem Worte erwähnt, auch nicht er-

örtert, was so schwer auf sein Herz drücke. Aber er kam ja, er müßigte dem Aufenthalt bey seinem Vater ein paar Wochen ab, um mich zu sehen. Konnte in diesem Augenblick ein anderer als ein freudiger Gedanke in mir Raum finden? Von diesem Moment an herrschte eine unruhige Spannung in mir. In jedem Wagen, der durch die Straße rollte, glaubte ich den seinen zu erkennen, in jedem Klingelzug seine Ankunft zu vernehmen. Ich zitterte vor Freude, und konnte doch meiner Furcht vor so manchem Störenden, das zwischen uns getreten war, nicht gebiethen.

Vorgestern Abends dämmerte es bereits. Mein Vater hatte Spielgesellschaft; mich trieb die Unruhe in den Garten, die dunkelnden Gänge auf und nieder. Hier und da sang ein einsamer Vogel, die Blumen neigten die Häupter im Abendwind, die Zweige flisterten leise, wie von einem Geheimniß der Freude, der Mond fing an zu glänzen, und sichtbar zeichneten sich die Blätterschatten auf dem Sandboden. Alles war so still, so feyerlich, so erwartungsvoll um mich her! Manch schöner Abend fiel mir ein, den ich einst mit ihm in so mildem Mondeslicht zugebracht; und nun stand mir dieß Glück nach so langer, schwerer Trennung wieder so nahe bevor. Mein Herz erhob sich im Gebethe zu Gott. Da raschelte es durch's Gebüsch, ein schneller Tritt nahte sich; ich fürchtete,

man käme, mich zu rufen. Ach, mir war so wohl in der Einsamkeit! — Verdrüßlich blickte ich zurück. — O Gott! Alphons eilte mit ausgebreiteten Armen mir entgegen!

Was in den ersten Augenblicken mit mir vorgegangen, weiß ich nicht. Ich fand mich mit ihm auf der Bank unter dem Platanenbaum wieder, der so oft meine Thränen um ihn unter seinem Schatten verborgen hatte. Worte hatte ich nicht; auch er vermochte vor heftiger Bewegung nicht zu sprechen. Doch auch in abgebrochenen Lauten verstanden sich unsere Seelen, und ich erfuhr die Geschichte seines Kummers, seiner Sehnsucht um mich in den langen zwey Jahren aus wenigen abgebrochenen Worten, aus seinen Blicken, aus dem Ton seiner Stimme. Ach, wir waren so selig! Vergangenheit und Zukunft waren vor unsern Blicken vernichtet, wir fühlten nur die Gegenwart, wie fröhliche Kinder, nur unser Glück. Zwey Stunden hatten wir so verträumt; ich sah das an dem Zeiger der Uhr, als ich wieder in's Zimmer kam. Ich war zwey Stunden im Himmel gewesen!

Seitdem sehen wir uns täglich. Jetzt ordnen sich unsere Reden zu zusammenhängenden Gesprächen, und er erwähnte bereits eines wichtigen Geständnisses, das er mir zu thun habe. Mein Gott! Wird

er mir von seinem Verhältnisse zur Herzoginn sprechen? Ich zittere davor, und dennoch liegt in dem Gedanken an diese Offenheit etwas so schönes. Er sagte mir heut Morgens, es gäbe Sachen, die schlechterdings nicht anders als mündlich von Seele unmittelbar zu Seele verhandelt und aufgeklärt werden könnten, weil es sehr bedenklich sey, über Dinge, die leicht einem Mißverstand unterliegen können, sich in Briefen zu äußern. Was wird er mir sagen?

Neuenbach ist auf ein paar Wochen von hier abgereiset. Ich ahne, warum. Es thut mir leid; aber hierin steht nichts zu ändern. Wenn nur mein Vater nicht auf den Gedanken fällt, mich ihm zur Frau zu geben! Es kommt mir seit einiger Zeit vor, als läge ihm diese Vorstellung sehr nahe, und ich glaube in manchen seiner Worte Anspielungen darauf zu finden. Es wäre mir um meines Vaters willen sehr unangenehm. Übrigens muß sich mein Schicksal bald entscheiden. Alphons hofft in wenigen Wochen seine Anstellung als Legationssecretär von K** an unserm Hofe gewiß zu erhalten. O, Rosalinde! Wie schön kann sich nun das Schicksal deiner Freundinn entwickeln!

Sechzehnter Brief.

Herzoginn Alexandrine von Z** an Gräfinn Herminie von S**.

K . . den 10. September 1808.

Weißt Du, wo er ist? In O . . g bey seiner Geliebten! Das war also die dringend nothwendige Reise zu seinem Vater! So treulos, so hinterlistig hat er mit mir gespielt, meine wärmsten Gefühle verrathen, meine gerechtesten Erwartungen betrogen! Also liebt er sie! Also ist es nicht ein veraltetes Verhältniß, das er nur aus Pflichtgefühl schont? Nein! Es dauert noch, es ist eine lebende Flamme in seiner Brust, der er seine besten Kräfte, seine stolzesten Aussichten, und, was am unverzeihlichsten ist, die Ruhe eines fremden Herzens opfert, das um seinetwillen so Manches vergessen und gering geachtet hat!

O Herminie! Manchmahl meine ich, der gerechte Zorn wird meine Brust zersprengen, ein tiefer

Schmerz erfaßt mich, mir ist so unaussprechlich weh, als lös'te sich mein ganzes Wesen in Trauer auf. Und wenn ich es recht bedenke, so ist es nichts als marternde Sehnsucht nach dem Undankbaren, der mich so unerhört gekränkt hat, und der mir doch so unentbehrlich ist!

Nein! Ich ertrage es nicht. Ich kann nicht ohne ihn leben. Ich habe es verlernt, mich ohne ihn zu denken. Ein unruhiges Feuer flammt durch mein Innerstes; ich muß ihn wieder sehn, mich an seinen Blicken sonnen, an seines Geistes unerschöpflichen Quellen mich laben, und meine Seele dadurch erneuert fühlen, wenn ich nicht vergehen soll.

Ach, daß Du fern bist, fern in Italien, jetzt, wo ich Deiner so sehr bedürfte! Schaffe mir ihn wieder! Gib mir Mittel an die Hand, jenes verhaßte Bündniß zu trennen! Du warst ja sonst so scharfsinnig in Erfindung kleiner Plane, in Eröffnung verborgener Hülfsquellen, wodurch Du mich und Dich aus mancher Bedrängniß gerettet. Strenge Deine Erfindungskraft auch jetzt für die unglückliche Freundinn an, oder gib mir wenigstens einen Rath, wenn Deine unselige Entfernung Dich hindert, mir Hülfe zu geben! Das ist das Unglück! Ich war nie mit dieser Italienischen Reise zufrieden; sie raubte Dich mir in dem schwierigsten Zeit-

punct meines Lebens. Aber Du warst nicht zu halten, der unstäte Geist trieb Dich, und die Stimme der Freundschaft wurde überhört.

Wenn ich nur Eines wüßte — nur klar sähe in seiner Brust! Wenn ich so glühend mich meinen Gefühlen überließ, wenn ich, von seinem mächtigen Geist angeregt, mich in schwärmerische Höhen eines mehr als irdischen Glückes erhob, wenn mein Auge die bewegte Stimmung meines Gemüthes aussprach, meine Hand die seine faßte, meine Seele in die seine überzuströmen schien: da fühlte ich wohl oft, daß eine heftige, aber streng beherrschte, Bewegung auch ihn ergriff. Sein Blick flammte, oder wandte sich in unaussprechlicher Schönheit feucht zum Himmel empor, seine Hand erwiederte den Druck der meinen, ein inneres Feuer schien ihn zu durchzucken. Aber schnell sank diese jähe Aufwallung wieder; ein gehaltener Ernst trat an die Stelle des bewegten Gefühles, er ließ meine Hand fahren, sein Auge starrte düster vor sich nieder, und ich hatte nichts, gar nichts gewonnen. Nie, als im letzten Augenblick des Abschiedes, hat er es gewagt, mich vertraulich zu berühren, und alle Zwanglosigkeit meines Benehmens gegen ihn hat ihn nie, auch nur um eine Linie, über die Schranken des strengsten Wohlstandes gerissen. Ach, Herminie! Es

gibt Augenblicke, und es sind meine entsetzlichsten, wo sich durch das trübe Chaos meines Innern der Gedanke Platz macht: Er hat dich nie geliebt, es war nichts als Wohlgefallen an dem Umgange einer der geistreichsten Frauen ihrer Zeit, geschmeichelte Eitelkeit des Bürgerlichen, dem die Fürstentochter mit Auszeichnung entgegen kam, es war endlich die Stimme der Sinnlichkeit bey der freundlich vertrauten Annäherung eines schönen Weibes. O, wenn dieser niederschlagende Gedanke in all seiner hellen Schärfe auf mein Herz eindringt, dann möchte ich oft mit der armen Eboli ausrufen: Abscheulich! Was habe ich gethan!

Sie suchte Linderung für einen ungeheuern Schmerz in der Flamme der Rache an ihrer Nebenbuhlerinn. Aber ihre Nebenbuhlerinn war eine Königinn. — Und die Meine? Großer Gott! Daß es dahin hat kommen müssen! Prinzessinn Alexandrine, und ein unbedeutendes, von der ganzen Welt übersehenes, Bürgermädchen! — — Aber nicht von ihm, nicht von ihm! In diesen Worten liegen alle Qualen der Hölle für mich, und für sie der schönste Adelsbrief!

Was ich vor der Hand selbst thun kann, leuchtet mir wohl ein. Er suchte schon seit Langem die Secretärsstelle bey uns'rer Legation am Hofe zu

D..g. Jetzt wird mir dieß Streben sehr klar, das mich früher öfters befremdete, da jene Anstellung weder so einträglich, noch so bedeutend ist, als Alphons bey seinen Ansprüchen wohl fordern könnte. Er will in ihre Nähe, er will um sie leben, vielleicht sogar — Nein! Bey'm Himmel, nein! Das soll er nicht! Von unserm Hofe aus soll ihm wenigstens der tolle Schritt nicht noch erleichtert werden. Ich weiß, welche Triebfedern hier in Bewegung zu setzen, welche Mienen zu sprengen sind. Elmwald hat zwar heiße Freunde, aber auch unversöhnliche Feinde. Er müßte der hervorragende Mensch nicht seyn, der er ist, wenn ihm diese nicht schon häufig aufgestanden wären. Ich werde ihm nicht schaden wollen, das glaubst du mir wohl ungeschworen; aber was ich thun kann, um ihn von einer Thorheit, und einer Schuld zugleich, abzuhalten, ihn unserem Staate und mir zu sichern, das werde ich anwenden. Und wer kann mir's verdenken?

Siebzehnter Brief.

Lucie Florheim an Rosalinden.

D..g, den 12. September 1808.

Er hat mit mir gesprochen — ich weiß Alles. Es war eine entsetzliche Stunde. Ich muß ihn achten, er steht hoch und edel vor mir; dennoch ist im Innersten meiner Seele ein Stachel zurück geblieben, den keine Zeit, keine Vergessenheit abstumpfen kann, und nach mancher Stunde heimlichen Kampfes mit mir selbst und meinen liebsten Wünschen ist endlich der Entschluß in mir gereift, wenn wir nun das Ziel so langen Strebens erreichen, und Elmwald wirklich die Legationssecretärs-Stelle erhalten sollte, ihm doch nicht, wie er dringend fordert, meine Hand sogleich zu reichen. Was in seiner Brust vorgegangen, ist weder Flattersinn, noch weniger Untreue zu nennen; aber ganz unversehrt blieb sein Gefühl nicht, und das schöne, ihm, wie es scheint, leidenschaftlich ergebene Weib hat ihn hingerissen.

Er hat nicht gewankt, aber sich betäuben lassen, und in dieser Betäubung ihrem Gefühle scheinbar geantwortet. Als Mensch, als Mann hat sein Character sich in diesem Sturm, über den sein besseres Selbst triumphirte, bewährt; vielleicht würde ohne diese Prüfung minder fest und zuverlässig darauf zu zählen seyn. Aber als Geliebter — Verlobter? — O Rosalinde! Ich kann mir nicht helfen, ich kann ein bitteres Gefühl nicht überwinden; und das Bild der Herzoginn, des schönen, üppigen Weibes in seinen Armen, stellt sich, wenn er nicht bey mir ist, und ich über unsere Verhältnisse nachdenke, ewig störend zwischen ihn und mich.

Wenn er nicht bey mir ist, habe ich gesagt! O, seine Gegenwart wirkt ganz anders und zauberhaft auf mich! Was wäre es, wovon seine süßen Worte, seine beredten Blicke mich nicht unumstößlich überzeugen könnten? Was könnte ich ihm versagen, wenn er mit den Tönen der Liebe darum fleht? Aber er ist nicht immer um mich, weil wir meines Vaters Aufmerksamkeit nicht auf unser Verständniß leiten wollen. Und endlich weiß ich ja, daß er leider in acht bis zehn Tagen wieder fort muß. Dann wird mir Zeit genug bleiben, Alles recht reiflich und ernst zu überlegen, und die bittern Tropfen, die sein Geständniß in den Becher meiner

Freuden mischte, und die jetzt nur seine beglückende Nähe übersehen macht, recht langsam und peinlich zu schmecken. So kann ich wohl meinen mit Bedacht gefaßten Entschluß hegen, und auch hoffen, ihn auszuführen. Meine Gründe werden Dich überzeugen.

Seit mehr als drey Jahren haben wir uns nur ein einziges Mahl, und auch dann nur auf Tage gesehen. Damahls war ich kaum von einer Krankheit genesen. Meine Schwäche, meine Reizbarkeit hinderten jede ruhige Unterhaltung zwischen uns. Nun sind abermahls zwey Jahre vergangen, während welchen das Hofleben, die große Welt, tausendfache Verhältnisse, und zuletzt das zu der verführerischen Frau, auf seinen Character nothwendiger Weise Einfluß gehabt haben, ihn in vielen, vielleicht in allen Beziehungen mehr oder minder verändert haben müssen. Sage selbst, ob sich das bey einem jungen Mann von so lebhaftem Geist und reizbarer Empfindlichkeit wohl anders auch nur denken läßt?

Ich bin, liebe Rosalinde — ich gestehe es freymüthig — auch nicht dieselbe mehr, die ich in froher, heitrer Lebensblüthe, unter dem Schutze sorgender, mütterlicher Liebe, damahls war, wie wir in T** so schöne Tage erster seliger Liebe, bey ihr verlebten. O das war eine gute Zeit! Seitdem ha-

ben der Verlust dieser Mutter, den ich nie mehr verwinden werde, die Sorgen des Haushaltes, welche über mich gekommen, das Bewußtseyn des Unrechts gegen meinen Vater, Jahre und manche kleine Kränklichkeit die frische Blüthe nicht bloß meiner Wangen, auch meines Geistes und Gefühls abgestreift. Elmwald wird das nicht mehr in mir finden, was seine leidenschaftliche Liebe vor vier Jahren in mir fand, oder zu finden wähnte. Ich bin nicht mehr das frohe, still in sich vergnügte Kind, das er damahls in mir liebte. Mein Geist ist gereift. Vielleicht habe ich als Mensch gewonnen, als Mädchen gewiß nicht. Er wird Manches vermissen, was einst schöner da war, und manchen Ernst, manches Schneidende in mir finden, das bittere Erfahrungen in mich gelegt haben. Zudem hat selbst mein Äußeres verloren. Ich kann es mir nicht bergen, daß ich nicht mehr so aussehe, wie vor vier Jahren; und Du weißt, Männer legen ihrer Natur nach mehr Werth auf körperlichen Reiz, als wir. Seine — Schwäche — laß mich's immer so nennen! — gegen die Fürstinn stößt diese Behauptung wenigstens nicht um. Nun hat er ihr Bild in seiner Einbildungskraft aufgenommen. Sie soll wirklich eine der schönsten Frauen ihrer Zeit seyn, und obwohl sie älter ist, als ich, ist sie noch blen=

dend, in voller Blüthe des Reizes. Rechne dazu einen lebhaften, mit allen Vorzügen einer höchst verfeinerten Bildung geschmückten Geist, Launen, und Eigenheiten, die, wenn auch nicht dem Gemahl, doch dem Liebhaber, anziehend erscheinen, die Möglichkeit, sich in jedem Augenblick dem Wunsch, ihm zu gefallen und den beabsichtigten Eindruck hervor zu bringen, hingeben zu können, und verdenke mir es dann, wenn ich vor ihrem fortwährenden Einfluß auf ihn zittre, und es für nöthig halte, daß er einer wahren Feuerprobe sich unterziehe! Ach, es ist ja um seines Glückes willen! Wenn ich seine Hand jetzt annähme, wo eine Aufwallung edler Unzufriedenheit mit sich selbst, die Freude, mich nach so langem Sehnen endlich zu besitzen, und vielleicht der geheime Wunsch, durch Entfernung von der gefährlichen Frau sich vor jedem möglichen Rückfall zu schützen, ihn heißverlangend in meine Arme führten, und wenn mit der Zeit die Täuschung schwände, welche jene Beziehungen um mein verblühtes Bild gewebt haben, wenn er dann der Herzoginn wie der schönen todten Jungfrau gedächte, und ich an seiner Seite todt wäre, *) o Gott, wie würde es dann mit mir stehn?

---

*) Worte aus Ifflands Schauspiel: Elise Valberg.

Nein! Er soll jetzt zu ihr zurückkehren, er soll sie wiedersehn, nachdem er mich versicherte, daß alle Macht, die sie über ihn geübt, nichts als ein flüchtiger Rausch war, und er mir auf's Neue mit wahrem, warmen Gefühl Treue gelobte. Ich glaube ihm diesen Schwur. O, es ist kein Falsch in ihm. Seine reine Seele ist keines Rückhalts fähig. — Aber auch keiner Selbsttäuschung? — Nein! Er kehre nach K** zurück, er lebe um sie, bis seine Anstellung entschieden ist, und prüfe und befestige dort im Sonnenlicht ihrer Schönheit die Treue gegen sein verblühtes Mädchen. Dann, wenn der Himmel unsere Wünsche erhört, wenn er wieder kommen darf, um zu bleiben, sollen noch erst ein paar Monathe ruhigen Umganges voll klarer, täuschungsloser Erkenntniß vorübergehn; und wenn er dann noch die Überzeugung hat, daß seine arme Lucie ihm vor allen Frauen der Erde die liebste ist, und ihn glücklich machen kann, dann, o großer Gott! will ich mich niederwerfen vor deinem Vaterthrone, und bekennen, daß du mich weit über mein Verdienst beseligt, und vor allen Mädchen, die ich je gekannt, gesegnet hast!

Achtzehnter Brief.

Eduard Neuenbach an Raphael.

D..g, den 18. September 1808.

Ich habe Alphons kennen gelernt. Es ist Niemand anders, als der Secretär des Pohlnischen Grafen aus dem Posthause in ..x. Jener vorgebliche Graf war der Herzog von K** selbst, der incognito reiste; und jenes schöne Weib, zwischen dem und Alphons die leidenschaftliche Scene vorfiel, von welcher ich Zeuge war, die verwitwete Herzoginn von Z.. Welches Gefühl sich meiner bemächtigte, als ich bey meiner Zurückkunft auf den ersten Anblick meinen alten Bekannten, den beglückten Liebhaber einer Andern, in dem Manne erkannte, den mir Lucie als ihren Freund, als den Gegenstand ihrer treuen Anhänglichkeit vorstellte, kann ich Dir nicht beschreiben. Das Wort der Begrüßung erstarb mir auf

der Junge. Ich muß verlegen, ja, einfältig ausgesehen haben. Er schien sich nicht auf mich zu besinnen; oder wollte es nicht scheinen; er behandelte mich als einen völlig Fremden. Möglich auch, daß in dem damahligen Sturm seines Herzens ihm keine Aufmerksamkeit auf die Dinge außer ihm blieb, und er den Nebengast im Wirthshause in dem Augenblick nicht eben beachtete, wo er sich von der heiß Geliebten scheiden mußte!

Und er wagt es, nach dem, was vorgefallen, was ich gesehen, vor Lucien, die er verrathen, zu erscheinen? Er wagt es, ihr noch von seiner Liebe zu sprechen? Ich finde das eine unerhörte Frechheit, und hätte große Lust, ihn dafür zu züchtigen, indem ich ihn in Luciens Gegenwart zur Rede stellen möchte.

Wie sie an ihm hängt! Wie ihre Blicke ihm überall folgen! Wie sie verklärt ist in Liebe und Seligkeit, und nur zuweilen ein leichter Schatten von Besorgniß, vermuthlich um des Vaters Einwilligung, über ihre sonnigen Züge gleitet! Auch er spielt den heiß Verliebten vortrefflich, und wer nicht, so wie ich, vom Gegentheil überzeugt wäre, würde hier auf keine Möglichkeit des Zweifels gerathen. Übrigens ist er ein Mann voll Geist, Kennt-
nd weltkluger Gewandtheit, der sich wohl in

alle Formen zu fügen, und Rollen nach Bedürfniß zu spielen, in seiner diplomatischen Laufbahn mag erlernt haben. So weiß er recht gut hier und bey der Herzoginn zugleich den leidenschaftlichen Anbether zu machen, täuscht vielleicht Beyde, und liebt, wie diese Weltmenschen pflegen, im Grunde nur sich selbst. Mir begegnet er mit Achtung, das ist nicht zu läugnen; dennoch blicken Eitelkeit und stolzes Selbstbewußtseyn aus jedem Worte, jeder Geberde. Aber das sind gerade die Männer, die besseren Mädchen am gefährlichsten werden, besonders, wenn eine einnehmende Gestalt, wie hier, den imposanten Eindruck, den Geist und kühne Zuversicht machen, vorbereitet und unterstützt. Er übt auch eine unumschränkte Gewalt über ihr Gemüth; sie vertraut — o Raphael! — sie gehorcht ihm unbedingt. Ich sehe, wie sie an seinen Winken hängt, wie seine Aussprüche ihr Orakel, seine Ansichten die Richtschnur ihres Benehmens sind; ich sehe es, und knirrsche. An diesen Falschen, Doppelzüngigen verschwendet das edelste Herz seine Liebe, und umfaßt einen Unwürdigen mit den engelreinen Gefühlen, die den gleichgestimmten Freund, der mit vergeblicher Treue an ihr hängt, unaussprechlich selig gemacht haben würden, und die jener prahlend und achtlos vielleicht auf dem Altar seiner fürst-

lichen Geliebten, vielleicht auf dem seiner Eitelkeit, opfert.

Darf ich das dulden? Ist es nicht Pflicht für mich, Lucien die Augen zu öffnen? Darf ich sie blind in ihr Verderben rennen lassen? Kann denn ein Mensch, wie dieser Elmwald, sie glücklich machen? Und wenn sie nicht glücklich würde, wenn dieß himmlische Wesen lang und schwer leiden, und endlich unter dem Druck einer übelgepaarten Ehe, unter ewigen Reibungen gegen einen selbstsüchtigen, gewaltthätigen Character erliegen sollte, den der Himmel wie einen schroffen Fels neben die weiche Palme gestellt, daß ihr blumenreicher Wipfel sich an dem starren Gestein zerschlägt? — O Gott! Gott! Sollte sie nicht zu retten seyn, ich sie nicht retten dürfen, retten müssen, wenn ich kann?

In drey Tagen reiset er ab. Dann will ich mit ihr sprechen. Ich achte es für meine Pflicht. Es ist kein eigensüchtiger Rückblick auf mich, es ist keine vermessene Hoffnung, die mich treibt. Wenn es das Opfer meines Daseyns, meines Lebensglückes gälte, um das ihrige zu gründen; wenn es in meiner Macht stände, sie mit dem schuldlosen Gegenstand ihrer verblendeten Liebe zu vereinigen, und in dieser Verbindung wahrhaft glücklich zu wissen: Gott ist mir Zeuge, ich würde keinen Augenblick anstehn,

zu thun, was Edelmuth und wahre Liebe heischen. Aber hier! — Kann ich Geschehenes ungeschehen machen? Ist Alphons darum minder flatterhaft, weil ich für sie glühe? Und ist es unrecht von mir, wenn ich mit klarem Bewußtseyn fühle, daß, trotz Alphonsens schimmernden Vorzügen, mein treues Herz ihren Werth inniger erkannt, sie dauernder glücklich gemacht haben würde?

Es wird eine bittere Stunde seyn, wenn ich ihr die trostlose Entdeckung mittheile; ich zittere vor den Wunden, die ich ihrem Herzen versetzen muß. O Gott! Wie gern möchte ich, wenn es möglich wäre, den Schmerz allein auf mich nehmen, für sie leiden und bluten, und sie nur den Preis jener Eröffnung, die klare Erkenntniß von Elmwalds Treulosigkeit, und ihre wiedergegebene Ruhe genießen lassen! Ich zittre davor, wie gesagt; aber ich habe streng und genau überlegt, ich habe mich selbst geprüft, und ich fühle, daß ich muß. So laß uns denn, wenn es Zeit ist, mit Muth und Schonung an's Werk gehn!

Neunzehnter Brief.

Gräfinn Herminie von S** an die Herzoginn Alexandrine von Z**.

Florenz den 23. September 1808.

Hier in der ewig blühenden Stadt, an den Ufern des Arno, traf mich Dein Brief vom zehnten dieses Monaths, und Du kannst nach der Berechnung der Tage auf meine Eile zu antworten, wie aus dem Vergessen aller lockenden Umgebungen, um mich nur mit Deiner Angelegenheit zu beschäftigen, auf meine Liebe für Dich, und meinen Eifer, Dir zu dienen, schließen. Ein glücklicher Zufall unterstützte meine Bestrebungen. Es war vielleicht Dein günstiger Stern — Dein Dämon, würde ein Grieche sagen — welcher Deinen Brief gerade in dem Augenblick nach Florenz gelangen ließ, als der Mann, den ich vor Allen am geeignetsten finde, Deine Aufträge zu übernehmen, sich nicht allein

in Florenz und meiner Nähe, sondern auch im Begriff befand, in allerley geheimen und öffentlichen diplomatischen Missionen nach Deutschland abzugehen. Chevalier Dumesnard, dessen Du Dich aus Mailand und Brüssel, wo wir mit ihm zusammentrafen, noch wohl erinnern wirst, ist es, den ich vorläufig in unser Geheimniß eingeweiht, und von ihm flüchtige Ansichten, wie die Sache wohl am besten nach Deinem Wunsche zu leiten wäre, gefordert habe. Es ist erstaunlich, wie schnell dieser klare Geist in jeden Gegenstand eindringt, wie sich ihm sogleich die wahre Seite, von der er anzugreifen ist, und die zweckmäßigsten, ja die einzigen Mittel darstellen, um den klug entworfenen Plan auszuführen. Seine Geschäfte führen ihn nach D..g, wo er einige Monathe zu verweilen und Geldnegociationen mit bedeutenden Häusern anzuknüpfen hat. Wozu? Für wen? Ja, das darf selbst seine Freundinn Herminie, der er sonst Manches vertraut, sich nicht schmeicheln, zu erfahren. Er hat ganz eigene Manieren, jede vorwitzige Annäherung, selbst jedes forschende Herumfühlen an seinem Geiste zu erkennen, und auf eine Art zu täuschen oder fern zu halten, über deren allerliebste Weise man am Ende nicht ein Mahl zürnen kann. Ich versichere Dich, Alexandrine, es ist ein deli-

cköser Mensch. Ewig Schade, daß sein Beruf ihn so unstät in der Welt herumführt, daß auf ein Zusammenleben mit ihm gar nicht zu zählen ist, und Alles, was man hoffen darf, ein ungefähres Treffen des Unstäten seyn kann, wenn ihn uns das freundliche Geschick ein Mahl plötzlich entgegen wirft! So habe ich ihn unvermuthet hier gefunden, und die Zauber, welche Natur und Kunst über diese Stadt verbreiten, mit ihm tiefer und selbstbewußter genossen. Sein Geist erblickt Alles in eigenem Lichte, er hat sich selbst seine Bahn gebrochen, und manchmahl mischt sich etwas Paradoxie in seine seltsam klingenden Behauptungen. Man staunt, man ist versucht, zu lachen; aber er rückt mit einer ganzen Schar von glänzenden Sophismen heran, die er mit seiner gehaltenen Stimme, seinem gelassen feinen Anstande vorträgt, er verwickelt Dich in spitzfindige Unterscheidungen, er treibt Dich in's Enge, weiß Dir kleine Zugeständnisse abzulisten, und nöthigt Dich zuletzt, Deinem Gefühl, ja Deiner Einsicht zuwider zu bekennen, daß Du ihm — zwar nicht beystimmen, aber nicht mehr widersprechen kannst. Tausend Mahl hat er dieß Spiel wiederhohlt, und ob ich wohl weiß, daß es meistens S p i e l ist, so bin ich doch nach einer Bekanntschaft von vier Jahren, die ein ununter-

brochener Briefwechsel unterhalten hat, noch nicht im Stande zu sagen, wie er eigentlich über die wichtigsten Dinge denkt. Vom Fühlen ist ohnedieß die Rede nicht bey einem Manne, wie Dumesnard. Diese Fähigkeit seiner Seele ist seit Langem so tief in's Innerste seiner Brust beschränkt, und unter so glatten, geschmeidigen Formen des Äußerlichen gehalten, daß es kein Wunder wäre, wenn man endlich an ihrer Existenz überhaupt zu zweifeln anfinge. Doch halte ich ihn alles dessen ungeachtet für einen zuverlässigen Menschen und treuen Freund. Und in dieser Eigenschaft, in welcher ich ihn mehr als ein Mahl erprobt habe, will ich ihn auch Dir empfohlen haben. Thue Du auch Deinerseits, was zu thun ist! Nur hüthe Dich, daß Alphons, und überhaupt Niemand ahne, daß Du hier die Hand im Spiele hast! Sonst wäre Alles mit einem Mahle verdorben. Alphons darf die Legationssecretärsstelle nicht erhalten, ja er darf durchaus jetzt nicht befördert werden; und ohne diese Beförderung kann er — der kein Vermögen hat, seiner Geliebten die Hand nicht biethen. Indessen wird Zeit gewonnen, und wer den Lauf der Welt kennt, weiß, daß das Viel, oft Alles gewinnen heißt. In D..g wird Dumesnard zuerst das Terrain erforschen, und dann seinerseits die Gesinnung des Vaters,

mit dem er ohnedieß in Verbindung kommen wird, allenfalls auch die der Tochter zu bearbeiten suchen. Alphons lebt indeß in Deiner Nähe unter dem Einfluß Deines Gestirns; und wenn gleich Dumesnard, der ihn kennt, behaupten will, über diesen aufstrebenden Feuergeist habe nur der Ehrgeiz, nicht die Frauenliebe Macht, so ist das einer von seinen Paradoxen, und wir wissen es besser. Was im Posthausgarten zu ..x geschah, war die schönste Huldigung vor der Macht Deiner Schönheit und Trefflichkeit, und der Mann, der ein Mahl so empfänglich für die Einwirkungen edler Liebe war, wird auch künftig in der stäten Nähe des gefährlichen Gegenstandes seine Stoa oder seine frostigen Pflichtsrücksichten zu behaupten nicht vermögen.

Fasse daher, meine geliebte Freundinn, Muth und Zuversicht, und schilt Deine arme, irrende Herminie nicht, die als Heimathslose gern unter diesem milden Himmel einige leidenfreyere Monathe verathmen mag! Gegenwärtig oder abwesend ist meine Liebe für Dich gleich thätig. Du sollst nichts darunter leiden, daß ich meinem gedrückten Geiste diesen kleinen Ausflug gegönnt; ja, es war sogar ein glückliches Ungefähr, das mich eben jetzt in Florenz seyn und den tauglichsten Mann zu unserm Vorhaben in meiner Umgebung treffen ließ.

Sieh, so sorgt der Himmel für seine Lieblinge; und wage es ein Mahl zu behaupten, daß Du, auf deren Haupt er seine besten Schätze schüttete, nicht dazu gehörst! Doch lebe nun wohl! Ich muß heute, ehe Dumesnard abreiset, noch eine Menge Briefe für ihn in Bereitschaft legen, die er mit andern Aufträgen mitnimmt. Noch denke ich hier einige Tage zu verweilen, und dann durch die Schweiz und die schönen Rheingegenden, die ich mir nie satt sehen kann, langsam nach Hause zu kehren. Bis im November fliege ich in Deine Arme, und lese den glücklichen Erfolg unserer Bemühungen in Deinen erheiterten Zügen. Dann, wenn ich mich in Deiner wohlthuenden Nähe gelabt und zu neuen Stürmen gestärkt haben werde, kehre ich in meine freudenlose Einsamkeit zurück, zu Prozeßacten, Advocatenränken und tausend Verdrüßlichkeiten, die die unselige Scheidungsgeschichte mir auferlegt. Ach, warum bin ich nicht so reich, um dem widrigen Menschen, den man meinen Gemahl nennt, alle seine Schätze unbeneidet und ungetheilt überlassen, und von einem verhältnißmäßigen, wenn gleich beschränkten, Vermögen unabhängig, nur mir selbst und schönen Erinnerungen leben zu können!

Zwanzigster Brief.

Alphons Elmwald an seinen Bruder.

K.. den 30. September 1808.

Meine kurze selige Zeit ist vorüber. Ich bin wieder zu Hause, und wahrlich, der Anschein, den die Dinge indeß hier genommen haben, und die Folgen, die sich nur zu leicht daraus ableiten lassen, sind nicht darnach, um mich über das, was ich so eben verlassen, die Geliebte und das Vaterhaus, zu trösten. Seltsam und feindlich hat sich hier Alles in den wenigen Wochen meiner Abwesenheit gegen mich gestellt. Ich finde den Herzog verstimmt, launisch; des Ministers übler Wille gegen mich spricht sich deutlich aus; nur Alexandrine scheint ein gleichmäßig gütiges Benehmen gegen mich zu beobachten, und setzt mich eben dadurch, nach dem, was zwischen uns vorgefallen, in eine peinliche Stellung gegen sie. Was will sie mit dieser freund-

lichen Heiterkeit? Soll ich vergessen, was sie von mir gefordert, und ich ihr verweigert? Will sie mich glauben machen, daß sie es vergessen habe? Was immer ihre Absicht ist — Absicht liegt diesem Betragen zum Grunde, denn es kann nicht natürlich aus ihrem Gemüthe hervorgehen; und jede Absicht läßt mich mit Wahrscheinlichkeit auf irgend einen Zweck schließen, der, so wie die übrigen Dinge sich um mich gestalten, kein erfreulicher für mich seyn kann. Auch fange ich an, von allen Seiten Hindernisse, Einstreuungen zu fühlen, die sich meinem Streben bald heimlicher, bald offenbarer entgegensetzen. Man hat jetzt von Neuem Bedenklichkeiten wegen der Legationssecretärsstelle; man ist unschlüssig, ob man überhaupt einen Gesandten am O..gschen Hofe halten wird; man hat die Kosten berechnet — jetzt erst! — und sie sehr groß, und die Nothwendigkeit dieses Postens nicht so dringend gefunden. Man glaubt, ein Chargé d'affaires würde hinreichen; aber diesen Platz kann man nun freylich einem so jungen Menschen, der noch bey gar keiner Sendung im Auslande gedient, nicht anvertrauen. Man ist dem Anscheine nach sehr gütig gegen mich, spricht sogar von einer bedeutenden Anstellung im Departement des Innern, als von einer angenehmen und vollgenügen-

den Entschädigung statt jener Stelle für mich, und stürzt dadurch mit einem geheimen Streich alle meine Hoffnungen, das mühsam errungene Ziel jahrelangen Strebens, nieder.

Ich im Innern angestellt! Ich, der ich weder den Gang dieser Geschäfte kenne, noch je eine solche Anstellung gesucht habe, dessen ganze Bildung und erworbene Kenntnisse stets nur die Richtung für die Diplomatie hatten, in der ich seit drey Jahren zur Zufriedenheit des Fürsten, und mit — ich darf es sagen — allgemeiner Achtung gearbeitet habe! Was soll ich von solchen Anträgen denken? Was soll ich für meine liebsten Wünsche hoffen?

Es ist aber nicht allein der trübe Anschein, den meine Angelegenheiten hier genommen haben, was mich verstimmt und meine nächste Zukunft verdüstert. Auch Lucie hat mich nicht so entlassen, wie ich es hoffte, und durch mein Benehmen gegen sie zu erreichen wünschte.

Ich habe offen und freymüthig mit ihr gesprochen; ich habe ihr nichts verhehlt, was während dieses Sommers, nicht auf mein Herz, aber auf meine Einbildungskraft, für kurze Zeit betäubend wirkte. Ich hielt es für meine Pflicht, sie über nichts unklar zu lassen, was das Gemüth ihres Freundes betraf. Ich fordere die gleiche Wahrhaftigkeit auch

von ihr. Auch ihr Herz soll in seinen geheimsten Tiefen offen vor mir liegen; denn nur so kann, wenn einst der Zauber der Leidenschaft, den Trennung, Unsicherheit und Spannung jetzt noch verlängern, im stätigen Besitze verschwunden seyn wird, jenes Zusammenschmelzen der Gemüther Statt haben, das aus zwey Wesen Eins macht, und uns die höchste Stufe reinmenschlicher Entwickelung ersteigen läßt. Sie nahm mein Geständniß mit der Würde und Sanftmuth auf, die ich von diesem Gemüthe erwartet hatte. Sie liebt mich noch, wie vorher; aber ich fürchte, ja, ich fühle, ihr Vertrauen ist erschüttert. Das Gerücht war mir zuvorgekommen. Es hatte sie lügenhaft, übertrieben, von meinem Verhältniß zu Alexandrinen unterrichtet. Ihr Vertrauen war schon vergiftet, ehe ich mit ihr sprach. Das ist das Unglück in der ganzen Sache, vielleicht mein einziges wahres Unrecht, daß ich gegen sie bis jetzt geschwiegen. Aber auch das war weder falsche Scham, noch Tücke; es war Überlegung. Ich dachte sie zu schonen, ich wollte eine trübe Wolke, die unsere Liebe, und folglich unser Glück, nicht gefährden konnte, weil ich mir meiner klar bewußt war, ohne Ahnung davon an dem geliebten Haupt vorüberführen. Briefe sind ein so unzulänglicher Behelf, wenn es gilt, vor-

nichte Stellen zu überschreiten, oder Mißverständnisse aufzuhellen. Das Herz des Mißtrauenden, Verletzten, liest seine vorgefaßte Meinung aus den einfachsten Worten heraus, und hört den halb Verurtheilten, Entfernten, in dem Tone sprechen, den es ihm in seiner eigenen Verstimmung zutraut. Darum schwieg ich, und eilte, sobald ich es vermochte, auf die Gefahr, den Herzog zu erzürnen, den ich hinterging, zu ihr, um ihr selbst Aug in Auge, offen, treu und wahr Alles zu gestehen.

Es war zu spät. Sie hatte schon zu zweifeln begonnen. Das hätte sie nicht sollen. Und doch liegt gerade diesem Mißtrauen ein schöner Zug ihrer zarten Seele zum Grunde. Sie glaubt sich neben der blendenden Fürstinn nicht liebenswürdig genug; sie klagt nicht mich, sie klagt die Jahre an, die Umstände, die ihre Blüthe zerstört, und sie in meinen Augen weniger reizend gemacht haben *müssen*. Ich habe ihr gesagt, was ich zu sagen vermochte. Aber was nützen Betheuerungen? Die Zeit allein kann hier wirken. Mein Herz hat sich nie von ihr verirrt; immer blieb *sie* der Gegenstand all meiner Liebe, all meines Strebens. Meine Phantasie konnte überrascht werden, mein Wille nie. Die Herzoginn ist vielleicht die

schönste Frau, die ich je sah; mir erscheint Lucie reizender. Es ist die Reinheit ihrer Seele, die sich in den zarten, edlen Formen ausspricht, es ist diese holde Bescheidenheit, diese jungfräuliche Würde, die jede ihrer Bewegungen begleitet; es ist endlich das Bewußtseyn, daß sie für mich geschaffen ist, wie nie eine Andere, was mich unwiderstehlich an sie zieht, und mich ewig halten wird.

Ich habe in sie gedrungen, mir ihre Hand zu geben, sobald ich — was mir damahls so nahe schien — die gewünschte Anstellung erhalten haben würde, und zu erlauben, daß ich indeß sogleich mit ihrem Vater spräche. Sie sah mich an. Ein wunderbares Gemisch von Überraschung, Freude und Wehmuth brach aus ihrem Auge; es wurde feucht, und so schlug sie es in unendlicher Milde zum Himmel. Dann aber ergriff sie meine Hand, und mit dem Tone des sanftesten Flehens drang sie in mich, diesen Vorsatz für den Augenblick aufzugeben und sie nicht weiter mit Bitten zu bestürmen. Sie fühlte, sagte sie, sie würde mir's zuletzt doch zugestehn, und das würde sie unglücklich machen. Ich möchte Geduld mit ihr haben, und wenn ich sie wirklich liebte, noch abwarten.

Ich mußte ihren sanften Bitten weichen. Diese Schwäche, deren sie sich selbst anklagte, ent-

waffnete mich. O wer könnte ihr etwas versagen! Ich fürchte, sie wagt es nicht, ihre Hand in meine zu legen, da sie mein Herz von einem fremden Einfluß noch nicht frey glaubt. Was immer in ihrer Seele vorging, es war etwas Schönes; ich ehrte es durch Folgeleistung, und so, von ihren Thränen benetzt, ihrer Liebe mehr als je sicher, reiste ich ab, und hoffte hier Alles bald geendigt und mich im Stande zu sehen, auch die letzten Zweifel dieses allzuschüchternen Herzens zu verscheuchen. Statt dessen finde ich hier alle Constellationen geändert, alle Aussichten getrübt, vielleicht auf lange hinausgeschoben. Was soll ich Lucien schreiben? Wie wird sie diese neue Fehlschlagung so gerechter Hoffnungen aufnehmen? Und woher kommt dieser neue Schlag, als von diesem Hofe, in dem seit Langem die Quelle aller ihrer Sorgen und Zweifel liegt? So häufe ich willenlos von Neuem Unruhe auf ihr reines Herz, das so treu an mir hängt!

Aber ich will gut machen, ich will ihr vergelten, oder nicht leben! Das Ziel, nach dem ich strebe, wird doch dem fähigen Mann, der seiner Kraft vertrauen darf, nicht ewig unerreichbar seyn. Dann soll sie in meinen Armen das beste Glück finden, das einem edlen Weibe zu Theil werden

kann; alle trüben Wolken sollen schwinden, mein Bild fleckenlos vor ihr stehn, und im Gefühl beglückter Liebe, am Hauche der reinsten Zärtlichkeit, des treuesten Schutzes, die zarte Blume, die ein jäher Frost verletzt, sich wieder erheben und fröhlich entfalten. Darum macht diese wunderbare Gestaltung der Dinge mich so unruhig. Ich zittre für Lucien, nicht für mich; und während ich muthig mit sichtbaren und unsichtbaren Feinden kämpfen will, möchte ich nur sie geschützt wissen! Leb wohl!

Ein und zwanzigster Brief.

Eduard Neuenbach an Raphael.

D..g den 1. October 1808.

Ich habe mit ihr gesprochen. Ich habe ihr entdeckt, wovon ich Zeuge war. Eine flüchtige Bewegung zuckte über ihr Gesicht; dann versicherte sie mich, aus ihres Freundes Munde bereits Alles zu wissen, dankte mir für meine Theilnahme, und entfernt e sich.

Sie weiß es also? Er soll ihr sein Verhältniß zur Herzoginn entdeckt haben — aber auch Alles, wahr und treu — auch das, was ich gesehn? Schwerlich! Unmöglich, möchte ich behaupten, wenn ich ein Wesen, wie Lucie, der Unwahrheit zeihen kön nte! Oder soll er die ungeheure Anmaßung haben, und durch ihre Liebe dazu berechtigt seyn, ihr zu bekennen, daß sie nicht allein in seinem Herzen herrscht, und doch zu fordern, daß

sie nur für ihn lebe? Es wäre möglich. Diese so-genannten genialischen Menschen erlauben sich viel, was Andere zu thun eine zarte Scheu abhält; sie treten alle Formen wie alle Rücksichten mit Füßen, sie begehren ungenügsam, und erhalten von dem überraschten Gegner doch wenigstens das Meiste, weil man nicht den Muth hat, eine so dreiste Forderung, die sich eben dadurch wie ein Recht ausspricht, abzuschlagen.

Und auch die Herzoginn! Ich habe viel über sie reden gehört; denn seit dem Vorfall im Posthause interessirt mich ihr Schicksal, und ihre Beziehung auf Lucien macht mir Alles, was sie angeht, noch wichtiger. Auch sie hängt mit rücksichtsloser Leidenschaft an dem Unwürdigen, der sie, wie Manche glauben, nur als Werkzeug seiner ehrgeitzigen Plane braucht, um durch ihre Gunst Stufen zu ersteigen, wovon seine Geburt ihn ausschließt. Er soll wirklich schon jetzt sich einer Liebe und Auszeichnung von seinem Fürsten, dem Vater der Herzoginn, freuen, die diese hochmüthigen Wünsche nicht so ganz träumerisch aussehen machen.

An diesen Mann verschwendet nun Lucie alle Wärme, alle Innigkeit ihres engelgleichen Gemüthes, umfaßt ihn mit jeder Kraft ihres Wesens, duldet seine Unarten, übersieht seinen Flattersinn

und stößt achtlos ein Herz von sich, das sich ihr ausschließend gewidmet hätte. Ach, wie ich sie geliebt haben würde! Wie, ihre Wünsche in ihren Blicken zu erspähen, mein Leben im Sonnenstrahl ihrer Augen zu verzehren, das höchste Glück meines Daseyns gewesen wäre! Angebethet würde ich sie haben, wie ein frommes Heiligenbild; täglich würde ich ihr geopfert, die schönsten Gaben der Flur, alle Zierden, alle Genüsse der Kunst zu ihren Füßen gelegt, sie mit Allem, was Natur und Menschenfleiß hervorzubringen vermag, geschmückt, und mich still gefreut haben, wenn sie die dargebrachten Geschenke freundlich aufgenommen und dem treuen Sänger dafür recht wohl gewollt hätte, wenn meine zarten Bemühungen nach und nach ihr Herz zu rühren, und die heiße Gluth, die in dem meinen lodert, eine sanfte Flamme in dem ihrigen zu entzünden fähig gewesen wäre! Raphael! Kann ich die Wonne dieses Gedankens fassen und nicht erliegen — von Lucien geliebt zu seyn! Es ist ein abgebrauchter Ausdruck: der Himmel auf Erden! Ich möchte einen andern, bedeutenderen ersinnen, um diese Seligkeit zu bezeichnen. Und ein Treuloser besitzt sie, darf in ihren Freuden schwelgen, und wirft sie achtlos hin,

um nach niedrigen Truggestalten des Ehrgeizes oder der Sinnenliebe zu rennen!

In manchen Augenblicken, wenn dieser Contrast recht schneidend vor mich hintritt, empört sich mein aufgeregtes Herz, und kann sich nicht enthalten, in Murren auszubrechen. Warum diese Ungerechtigkeit? Wozu diese nutzlose Qual? O Vorsicht, Schicksal, oder wie jene Macht heißt, deren Gang hoch über uns in heiligen Finsternissen geht! Gib mir ein anderes Herz, oder lehre den Falschen den Werth des verschmähten Kleinods erkennen, indem du es ihm entreißest! Ja, ich darf diesen Wunsch aussprechen; nichts Unedles mischt sich ihm bey. Ich befördere Luciens Glück, und seines wird nicht zerstört.

Zwey und zwanzigster Brief.

Lucie Florheim an Rosalinden.

O..g den 10. October 1808.

Ich komme so eben von meiner Tante, wo ich wieder die beliebten Gespräche über den K**schen Hof, die Herzoginn, und Alphons anhören mußte. Es waren Briefe der Generalinn angekommen; und nuh ging es an ein Vermuthen und Zusammenstellen, daß mir bald Hören und Sehen schwand. Überhaupt vereinigen sich seit einiger Zeit Absichten, unglückliche Verblendung und Vorurtheile, um mein Herz zu bekämpfen. Dennoch, ich weiß nicht, wie es kommt, steht mein Muth unbesiegt, ja er erhebt sich immer höher gegen alle andringenden Feinde. Klarer und immer klarer schwebt, wie ein leitendes Gestirn, der Glaube an Alphonsens höhern Werth, an seine edlere Natur in dieser Düsterheit über mir, lenkt den

Lauf meiner Gedanken und flößt mir Zuversicht in's Herz. Es ist wunderbar, daß es so gekommen ist, und dennoch sehr begreiflich. Der Edelmuth seines Betragens hat die kleinlichen Zweifel entwaffnet. Ich gebe zu, daß seine Phantasie angesprochen, seine Sinne befangen waren. Sein besseres Selbst ist mein; ich weiß es, es ist, als hätte Gott in den Augenblicken des heißen Gebethes, wie ich voll Angst nach Beruhigung rang, es mir geoffenbart. Seitdem bin ich ruhiger geworden. Ich habe über sein Benehmen gegen mich seit den fünf Jahren unserer Bekanntschaft, besonders über sein Betragen während seiner letzten Anwesenheit nachgedacht, und nichts als deutliche Spuren und Züge eines festen und doch zarten Gemüthes, eines überlegenen Verstandes und einer unerschütterlichen Rechtlichkeit gefunden, die, jeden Schein verschmähend, auch nicht den besten an sich dulden, und vor der Freundinn seines Herzens wahr und klar erscheinen will. Der Mann, der so fühlt und handelt, kann irren, aber nicht betrügen; er kann Schwächen haben, aber nie leichtsinnig oder kleinlich seyn. Jede solche Erwägung war mir ein süßes Geschäft. Es ist nun stille, es ist Friede in mir geworden, und dafür danke ich Gott, dem ich auch ihn, mein größtes, mein einziges Glück, danke.

Dennoch bereue ich nicht, so gehandelt zu haben, wie ich bey seinem Abschiede that. Ich weigerte ihm die augenblickliche Zusage meiner Hand. In seiner damahligen Stimmung hätte ich es für unzart gehalten; aber ich erneuerte ihm den Schwur meiner Treue, und so schieden wir beruhigt.

Seitdem — was versucht man nicht, mit oder ohne Vorsatz, meinen Glauben an ihn zu erschüttern, mir wahrscheinlich zu machen, daß ich meine Liebe an einen Undankbaren verschwende, daß ein geheimes Band ihn an die Herzoginn knüpfe, daß er ihre Gunst gesucht, entweder um durch sie seine ehrgeizigen Absichten zu erreichen, oder weil es seiner Eitelkeit geschmeichelt, die schöne Frau in Liebe verstrickt zu sehen! Das Alles weiß man von verschiedenen Seiten wie eben so viele Stacheln mir an's Herz zu werfen. Ich lasse sie reden, wie sie wollen, und habe es nach mancher bittern Überwindung dahin gebracht, daß ich ihr Geschwätz ohne Einfluß auf meine Ruhe, wie das Gemurmel der Gartenfontaine, die jetzt in meine einsame Beschäftigung rauscht, anhören kann. Ich verzeihe ihnen Allen; denn sie sind nicht im Stande, Alphons zu begreifen, folglich auch nicht, ihn zu beurtheilen. Nur Einem kann ich es nicht vergeben, daß er sich vom Schein und Stadtgeschwätz

hinreißen läßt, seinem besseren Gefühle zuwider zu handeln; und das ist — Neuenbach. Dieser quält mich wirklich, und je mehr ich ihn sonst achte, desto peinlicher ist es mir, ihn so befangen zu sehn.

Als er von seiner kleinen Reise zurückkam — mein argloses Herz glaubte das seinige in seinem stillen Schmerz verstanden und die Ursache dieser Entfernung errathen zu haben — wunderte ich mich sehr, daß er wiederkehrte, so lange Elmwald noch anwesend war. Sollte Neugier die natürliche Abneigung gegen den Nebenbuhler in einer Männerbrust zu besiegen im Stande seyn? Genug, er kam, er trat ein, als eben Alphons mir vorlas. Ich stellte die Jünglinge einander vor. Alphons, von mir vorbereitet, kam ihm mit ausgezeichneter Achtung entgegen; der Andere schien verlegen, ja betroffen, kann ich sagen, und hielt sich hinter einem abgemessenen Betragen und zierlichen Redensarten wie verschanzt. Ich fühlte mich unangenehm berührt, und sah auch, daß es einen widrigen Eindruck auf Alphons machte. Indeß glaubte ich Alles aus den Regungen der Eifersucht und der Verschiedenheit der beyden Gemüther erklären zu müssen. Als Alphons fort war, lös'te sich das Räthsel. Neuenbach trat als sein Ankläger auf, und eröffnete mir mit vieler, und, ich muß es gestehn, scho-

nender Vorbereitung, daß ihm Alphons nicht unbekannt sey, und er ihn früher, und unter Verhältnissen gesehen, unter welchen er den erwählten Geliebten seiner Freundinn nimmermehr zu erblicken geglaubt hätte. Und nun erzählte er mir eine lange Geschichte, wie ein Zufall ihn vor einigen Wochen auf seiner ersten Reise in ein Wirthshaus geführt, in welchem er den Herzog von K** mit seiner Tochter und Alphons unter dem Incognito einer Pohlnischen Herrschaft gefunden, und Zeuge von einer Abschiedsscene zwischen der Tochter und dem vermeintlichen Secretär des Herzogs gewesen war, die er mir mit so dichterischen Farben und solcher Lebhaftigkeit schilderte, daß ich beynahe auf den Gedanken kam, die schöne Herzoginn müsse auf seine Phantasie keinen geringen Eindruck gemacht haben. Welche Wirkung die sinnreiche Ausmahlung eines Auftrittes auf mich hatte, der seiner Natur nach mir höchst peinlich seyn mußte, und, obgleich durch Alphonsens eigenes Geständniß bekannt, doch nicht auf diese Art geschildert worden war, brauche ich Dir nicht zu sagen. Ich war nicht im Stande, Reuenbach mehr als einige Worte zu sagen. Innerer Schmerz, gereizter Stolz und aufwallender Widerwille gegen den Ankläger bemeisterten sich meiner Besinnung,

und ich verließ ihn, um mich in der Einsamkeit wieder zur Ruhe zu sprechen. Warum hat Neuenbach dieß gethan? Wäre es nicht edler, ja klüger gewesen, zu schweigen? Hat er wähnen können, meinen Glauben an Alphons zu erschüttern? Hat er gehofft, meine Liebe zu Alphons, dieß innige, mit allen Wurzeln meines Daseyns verwachsene, Gefühl durch diesen Versuch zu zerstören? Hat er mich bloß warnen wollen? — So war er denn fähig zu glauben, das Mädchen, welches er selbst in so unverdient hohem Lichte erblickt, wie sein Betragen und die Ergießungen seiner Muse beweisen, werde ihr Herz an einen alltäglichen Menschen verloren haben, der auf gemeine Weise hinter ihrem Rücken Flatterhaftigkeiten begeht, und es ihr listig zu verbergen weiß? O für welches Wesen muß er Alphons gehalten, und sogar keine Vorstellung davon haben, daß höhere Naturen wohl Schwächen unterliegen, aber nie zur Gemeinheit sinken können, und selbst ihre Fehltritte dem geliebten Gegenstande, vor dem ihre Seele kein Geheimniß hat, zu offenbaren vermögen? Es ist ein Unglück, daß die wenigsten Menschen an eine höhere Persönlichkeit, an eine besondere Kraft edlerer Naturen glauben wollen, und jede Wirkung fremder Gemüther auf andere gleichsam nach

mathematischen oder mechanischen Gesetzen erklären zu können meinen, wo denn eine gewisse Masse von Verstand, Kenntnissen und guten Grundsätzen ein bestimmtes Resultat geben müssen, und wozu man im benöthigten Falle durch Fleiß und Verwendung auch gelangen kann.

Sieh, so denkt mein Vater auch. Ihm stehen Neuenbach, Hofrath Walldorf und Alphons ziemlich gleich; ihm sind sie alle drey rechtliche, geschickte, sittliche Männer, mit unbedeutenden Abschattungen des Werthes und Characters, die er sich aus ihren verschiedenen Beschäftigungen leicht erklärt, und wobey ganz unverkennbar der Nachtheil auf Alphonsens Seite ist. Ihm wäre, das sehe ich leider immer deutlicher, unter diesen dreyen der Kaufmann der liebste Schwiegersohn; und für meine Hoffnungen mit Alphons ist so lange gewiß nichts zu thun, bis seine Anstellung hierher nicht sicher ist. Elmwald schreibt sehr fleißig, aber auch seine Briefe tragen die Spur trüber Ansichten; er hat mancherley Verdruß und Vieles seit seiner Zurückkunft zu seinem Nachtheil verändert gefunden. Genauer hat er sich nicht darüber erklärt. Er vertraut Briefen nicht gern Bemerkungen dieser Art an, jetzt weniger als je; denn er glaubt sich beobachtet, und hält seine Correspondenz nicht für

sicher. Der Himmel gebe nur, daß diese Veränderungen keinen bösen Einfluß auf unsere nächsten Hoffnungen haben mögen! Bis jetzt habe ich zwar keinen Grund, zu fürchten; dennoch kann ich mich zuweilen kleiner, ängstlicher Aufwallungen nicht erwehren, und diese machen mich mit desto größerer Sehnsucht nach dem endlichen Ziel all meiner Wünsche sehen, wo jede Ungewißheit aufgehellt, jeder Zwist Friede geworden, und das lange, lastende Geheimniß von meiner Brust genommen seyn wird!

Drey und zwanzigster Brief.

Chevalier Dumesnard an die Gräfinn Herminie von S**

D..g, den 20. October 1808.

Was ist Ihnen eingefallen, meine schöne Freundinn, als Sie mich, gerade mich, den nur eine zufällige Sendung hierher führte, mit Ihren geheimen Aufträgen zu beehren für gut fanden? Gehorsam und ergeben, als ein echter Ritter aus jener besseren Zeit, deren halbverwischtes Bild in unserm gehaltlosen Jahrhundert wieder auszuprägen ich für den einzigen Zweck halte, für den es sich noch zu leben verlohnt, habe ich mich Ihrem Befehl gefügt, ohne zu grübeln. Aber wie mir gleich im Anfange ein wenig davor graute, so finde ich, nachdem ich mich mehr und mehr in die Sache vertiefe, und die Quer- und Kreuzfaden des Netzes näher beleuchte, welches ich über den Häuptern der angezeigten Per-

sonen zusammenziehen soll, daß ich unter tausend andern Menschen gerade am allerungeschicktesten zu diesem Geschäft bin. Um's Himmels Willen! Was sind das für Leute, zu denen Sie mich geschickt haben? Und wie soll es möglich seyn, irgend einen Zweck an Seelen zu erreichen, die an und für sich gar keine Gestalt und Eigenheit haben, an welcher man sie fassen, und mit Kraft und Ernst zu einem erwünschten Ende führen kann? Das zerfließt wie Wachs in feinen Gefühlen und Rücksichten, und ihr ganzer Character ist, daß sie keinen haben. Niemand will hier Etwas, oder will es recht, als etwa der alte Florheim. Der nähmlich will Geld, viel Geld, und auf welchem Wege es sey. Das ist doch ein Character, und das lobe ich mir. Hier wird sich etwas thun lassen; und es ist genug, daß der bezauberte, oder bezaubernde, Prinz, den wir der irdischen Dirne ab- und in's Netz unserer Göttinn jagen sollen, arm ist, um zu hoffen, daß Florheims Geiz uns zum erwünschten Hebel diene, hier einen gewaltigen Riegel vorzuschieben. Aber was läßt sich mit Lucien, was mit diesem Neuenbach beginnen? Lucie ist eine von den gewöhnlichen Erscheinungen unter den Frauen des Mittelstandes, deren Menschenkenntniß aus Romanen, deren Religion aus modernen Erbauungsbüchern geschöpft ist, die ewig

zwischen undeutlichen Pflichtbegriffen und heimlichen Wünschen schwanken, und das, was sie gern thun möchten, hauptsächlich darum unterlassen, weil es in einem Roman keine erhabene Wirkung thun würde; mit andern Worten: sie ist eine schöne Seele, das Langweiligste, was es auf Erden geben kann.

Dieser Neuenbach wäre ihrer in jeder Hinsicht so würdig, daß sich mir der Gedanke, die beyden Leutchen auf gute Art zusammen zu nesteln, von selbst dargestellt hätte, wenn ich auch nicht durch Sie, meine schöne Freundinn, darauf geführt worden wäre. Und dennoch fürchte ich, wir können ihn nicht brauchen. Er ist das personificirte Zeitalter, voll encyclopädischer Bildung, ohne innere Kraft und Lebenslust, Alles eben machen wollend, alle Begriffe generalisirend, und voll guter Wünsche, die Welt fein still und ordentlich nach Fabriken-Art einzurichten, wo Jedem von Früh bis Abend sein Tagewerk angewiesen ist, Keiner dem Andern in den Weg tritt, und ja kein unvorbereitetes Ereigniß den Alltagsgang der Dinge stört, in welchem seiner schwächlichen Natur am Wohlsten ist. Solche Menschen kann man zu Allem bringen, wenn man ihnen Furcht einjagt, nur nicht zum Selbsthandeln und kräftigen Hervortreten. Er ist in Lucien verliebt. Man sollte meinen, hiervon ließe sich Vieles hoffen,

Aber nein! Dieser Mensch seines Zeitalters kann nur als Negative betrachtet werden. Sterben könnte er allenfalls für Lucien, oder durch sie, wenn sie es befähle; das dünkt ihm schön und rührend, und er hat für sich selbst Mitleid und Bewunderung, wenn er sich in diese Situation hinein poetisirt; denn er ist auch so ein Stückchen von Dichter, die Einen Gedanken in hundert Sonetten zu verschwemmen im Stande sind. Aber etwas zu thun, um entweder diese unbeglückende Knechtschaft abzuschütteln, oder wohl gar sich der Geliebten zu versichern, das wird er nimmermehr wagen.

Sie können aus dieser Schilderung sehen, meine gnädige Frau, daß ein Mensch, wie Sie mich kennen, gewiß nicht geeignet ist, mit diesen breyweichen Seelen etwas anzufangen; mein Angriff ist zu kräftig, zu plump vielleicht, und diese zarten Saitenspiele würden zerbrechen in meiner metallenen Hand.

Mir scheint auch, jemehr ich der Sache nachdenke, frühere Beobachtungen und spätere Erfahrungen vergleiche, daß wir Alle, sammt und sonders, von der göttlichen Alexandrine bis auf Ihren unterthänigsten Diener herab, auf einer falschen Fährte schweifen; und ich meine, mein Tact, als ich jenen Elmwald — oder Alphons, wie ihn die

schöne Herzoginn poetisch lieber nennt — vor ein paar Jahren kennen lernte, hat mich nicht betrogen. Hören Sie ein Mahl, wie ich mir die Sache vorstelle!

Alphons war auf der hohen Schule zu T** ein ausgezeichneter Jüngling. Freundschaftliche Verhältnisse führten ihn in Florheims Haus, der damahls in T** lebte. Seine nicht gewöhnliche Geistesbildung, etwas Sonderbarkeit, die durch Natur oder Eitelkeit mit seinem Wesen verschmolzen ist, verbunden mit einer sehr angenehmen Gestalt, machten ihn bald zum Augenmerk der weiblichen Welt. Unter dieser war Lucie, die Tochter des reichsten Banquiers, das sehr hübsche Mädchen — sie ist es wirklich noch, und muß in ihrer ersten Blüthe höchst anziehend gewesen seyn — unstreitig die merkwürdigste Erscheinung. Der Eitle suchte die Ausgezeichnete auf, und fand hinter dem gefälligen Äußeren so viel Gutmüthigkeit und angeflogene Bildung, um mit vier und zwanzig Jahren sich einzubilden, das, was ihn an sie zog, sey leidenschaftliche Liebe. Hierauf folgten Hindernisse, Trennung, Abwesenheit; der junge Mensch trat in's Leben, es griff ihn von allen Seiten an, er lernte ein besseres Ziel seines Strebens erkennen, zu wirken, zu leisten, zu widerstreben, und in der thätigen Äußerung seiner Fähigkeiten sich herrschend zu fühlen. Auch seine Eitel-

keit fand ihre Rechnung; er wurde gesucht, er galt. Ist es zu wundern, wenn die trübe Erinnerung an ein Jugendgefühl immer mehr in's Dunkle schwand, und nur noch Rechtlichkeit die losen Faden jenes Bandes zusammenhielt? In dieser Stimmung traten ihm nun in Alexandrinens königlicher Erscheinung Ruhm und Schönheit, Macht und Reiz vereint entgegen, und alle herrschenden Triebe in des jungen Mannes Brust verbanden sich, ihm diesen Weg zum Ziel als den schönsten zu zeigen. Es ist wahr, er hat sich von der Herzoginn zurück gezogen; aber warum hat sie ihn auch bloß als leidenschaftlich liebendes Wesen erfassen wollen? Ein Rest von Verbindlichkeit gegen die Jugendgeliebte mag sein Gewissen, die Gefahr eines zärtlichen Verhältnisses mit der Tochter seines Monarchen seine Klugheit aufgeschreckt haben. Dieser Pfad schien ihm gefährlich; und vielleicht listiger, als die verliebte Fürstinn wähnt, entfernt er sich, um sich suchen zu lassen, will die Bedingungen einer festern Verbindung selbst vorschreiben, und unter der Myrthe soll ihm der Lorber blühen.

Daß er hier bey der ältern Geliebten gewesen, verschlägt, wie ich glaube, nichts. Wir wissen nicht, welchen Zweck dieser Besuch hatte; vielleicht keinen andern, als sie auf die nahe Lösung des morschen

Bandes vorzubereiten. Trübselig genug sieht sie darnach aus, und was ich von Neuenbach erfahren, bestätigt mehr, als es verneint. Es scheinen Erklärungen vorgefallen zu seyn. Neuenbach selbst hat den Warner gemacht. Ein Zufall entdeckte ihm ein wichtiges Fragment aus der Liebesgeschichte der Herzoginn mit Alphons. Er hat es nach seiner Art poetisch romantisch aufgefaßt, und mit Lucien darüber gesprochen. Sie wundern sich wohl, daß ich das Alles weiß? Vielleicht würde sich Neuenbach auch darüber wundern, wenn er wüßte, was ich schon Alles durch ihn erfahren, ohne ihn je eigentlich gefragt zu haben. Von selbst klangen diese Töne bey der leisesten Berührung aus seinem schwächlich bewegten Innern mir hervor. Auch glaubt er gewiß nichts verrathen zu haben, denn er hat ja Niemand genannt; ja ich irre wohl nicht, wenn ich ihm den Triumph zutraue, mich überlistet, und erst von mir Manches herausgelockt zu haben, was ihm bey seiner Schönen dienen kann, den gefürchteten Nebenbuhler zu verschwärzen.

So scheint mir es nun, die allzuzärtliche Fürstinn habe nichts zu fürchten, wenn sie klug seyn, nicht, wie die Leutchen hier, Alles hochtragisch nehmen, und durch Kabalen und Hindernisse die Hoffnungen seines Ehrgeizes, statt sie zu reizen, niederschlagen

will. Ihn hat gewiß die Fürstinn wenigstens eben so viel angezogen, als die schöne Frau. Das laßt uns nie vergessen! Aber freylich fühle ich die Schwierigkeit, ihr das zu sagen. Es ist oft bemerkt worden, daß man sich aus der Anerkennung unbestreitbarer Vorzüge nicht viel macht, und seine Siege lieber auf einem Felde feyern will, auf dem man Nebenbuhler, oder wenigstens Schwierigkeiten findet. Daß die Fürstinn, als solche, erheben, beglücken und folgsame Diener ihres Willens haben kann, weiß Alexandrine, und hat es oft erprobt. Darum will sie jetzt als Frau gelten. Dieser Triumph scheint ihr süßer, und Alphons soll sie uneigennützig lieben, nichts von ihr erwarten. Ich gestehe, daß das schmeichelhafter ist; aber das Andere ist sicherer, und führt doch zu demselben Ziel. Darum lasse sie den jungen eitlen Mann Beförderungen, Einfluß, Macht im Hintergrunde des Verhältnisses mit ihr sehen; sie suche ihm als Frau zu gefallen, um ihn in Zukunft als Herzoginn zu lohnen! Sie selbst wird, wie ich denke, bey diesem Plane nicht übel fahren. Ein wenig Herrschsucht lag ja immer in ihrem Gemüth: denn was war es sonst, was sie, als sie aus Italien zurück kam, mit so rascher Hand in die Speichen des Staatsmechanismus greifen, und sich die Gewalt aneignen hieß, die ihr schwacher Gemahl nicht mehr

zu behaupten im Stande war? - Damahls zeigte sie sich als regierende Frau, und trat nur ungern dem Bruder des Verstorbenen eine Macht ab, deren Handhabung ihren geheimen Wünschen so sehr schmeichelte. Darum verließ sie auch sogleich einen Schauplatz, auf dem sie nicht mehr in der ersten Rolle glänzen konnte, und eilte zu ihrem Vater zurück. Nun böthe sich ihr abermahls eine weniger sichtbare, aber darum nicht minder genügende Gelegenheit dar, die kleinen Hände im großen Spiel zu haben, wenn der Mann, der jetzt schon das Vertrauen ihres Vaters besitzt, dem sie durch ihren Einfluß einen noch höhern Wirkungskreis eröffnen kann, dann durch die zwey besten Triebe des menschlichen Herzens, Liebe und Ehrgeiz, an sie gebunden, ihr Geschöpf und der Vollstrecker ihrer geheimen Plane seyn wird. Geben Sie das unsrer Erlauchten zu bedenken! Ich will indeß versuchen, was sich hier mit den unförmlichen Massen beginnen läßt.

Vier und zwanzigster Brief.

Herzoginn Alexandrine von Z** an die Gräfinn Herminie von S**

K** den 18. November 1808.

Du wirst mich loben, wenn Du diesen Brief gelesen hast. Es ist ein wichtiger Schritt in's rechte Geleis gethan worden: Du hattest Recht. Unsere Maßregeln waren falsch genommen, und wenn ich gleich Deine Ansichten über Alphons nicht ganz theile, sehe ich doch ein, daß Dein Weg, zwar auf einer Nebenstraße, aber sicherer, an's Ziel führt. Ja, er soll fort, fort aus allen näheren Beziehungen zu seiner Geliebten, fort von jeder Hoffnung, sie so bald wiederzusehn! Aber eine strahlende Bahn soll ihm geöffnet werden, an ihrem Ende ihm Ruhm, Ehre, Liebe winken, das alte, dunkle Verhältniß aus seinen Blicken schwinden, und er sich zuletzt mit Erstaunen fragen: War es möglich, einen solchen Mißgriff zu thun?

Ich habe bereits viel geleistet. Es beschäftigte und zerstreute mich sehr willkommen; denn wahrlich, seine Stimmung und sein Benehmen gegen mich, seit er wieder hier ist, sind nicht darnach, mich aufzuheitern. Er ist unaussprechlich ernst, eine finstere Gluth liegt auf seinen Zügen, und verdüstert seine Blicke; er versinkt oft mitten im wichtigsten Gespräch in Träumereyen, aus welchen ein Wort, eine Anrede ihn wie den Nachtwandler auf schroffer Dachesspitze schaudernd aufschreckt. Ich begreife ihn wohl. Er war bey der Bürgerdirne. Die älteren Bande waren straffer angezogen, vielleicht manches neue gespannt worden. Daß man sich alle Mühe gegeben, und auf eine Heirath, den höchsten Zielpunct aller solchen gemeinen Verhältnisse, hingearbeitet, daß man sogar deßwegen in ihn gedrungen haben wird, ist natürlich. Eben so verzeihlich ist es aber auch, daß schöne Erinnerungen, mit allem Feuer eines Herzens, wie seines, in früher Jugendlust aufgefaßt, für einige Momente eine Art täuschenden Zaubers selbst über die schale Gegenwart verbreiten, und ihm die einst in höherem Lichte gesehene Geliebte auch jetzt noch mit einem Reiz aus der Vergangenheit verklären konnte. Da mag er sich denn hin und wieder weicheren Gefühlen überlassen, und vielleicht selbst geglaubt haben,

er liebe das Mädchen seiner übereilten Wahl noch; denn das wirst weder Du, noch der Chevalier mich überreden, daß der Ehrgeiz die herrschende Leidenschaft dieser Seele sey. Er kann lieben, das weiß ich; und wenn er liebt, dann muß es auch mit einer Gluth seyn, wovon freylich ein Mensch des Sallons, wie dieser Dumesnard, keinen Begriff hat, und in ihren Blitzen könnte wohl ein armes Bürgermädchen wie eine Semele vernichtet werden.

Von jenen Eindrücken noch voll kommt er nach K** zurück, mild und weich gestimmt durch all' die Liebe und Zuthätigkeit, womit ihn jene Leute umfingen, und im Gefühl früheren Unrechtes endlich entschlossen, den vereinten Wünschen der ehrsamen Verwandten, wie der Jugendgeliebten, nachzugeben. So sucht er die Legationssecretärsstelle bey unserer Gesandtschaft in D..g, die ihm eine artige Existenz zusichert, und denkt dann seine alte Braut redlich und rechtlich heimzuführen. Da findet er durch verborgene Einwirkung den ganzen Schauplatz verändert. Jene Stelle wird ihm nicht; seine Gewissenhaftigkeit ist aufgeschreckt, und er denkt mit Sorge nach D..g zurück. Wir sehen uns indessen oft, täglich. Er kann nicht umhin, zu vergleichen. Seine Lage muß peinlich seyn; er verliert den Gleichmuth, die Heiterkeit. Er will nicht wortbrüchig er-

scheinen, eben weil er auf dem Punct ist, es zu werden. So könnte, was ihn von seiner Geliebten trennen sollte, im innern Zwiespalt und Unruhe gerade dazu dienen, ihn in die alten Bande zurückzuscheuchen.

Das bedachte ich nicht, und schritt emsig auf dem ein Mahl betretenen Wege fort, als Dein Brief ankam *). Er weckte mich aus meinem Wahn. Ich erkenne Deine sorgliche Liebe an der Klugheit, wie an der Wärme Deines Rathes. Ja, du hast Recht. Nicht abgeschreckt muß dieser kühne Geist werden; er muß aufstreben können, wie es ihn der Gott in der Brust heißt, und mit Gewalt aus den dunkeln Verhältnissen gerissen werden, die ihn an den Boden der Alltäglichkeit zu fesseln drohten.

Der Zufall arbeitet uns gefällig in die Hände. Es fängt auf's Neue an, in Europa zu gähren; die streitenden Elemente alter und neuer Zeit, wenn auch ein Mahl durch oberflächliche Begütigung und unhaltbare Verträge beruhigt, kochen im Innersten fort, und ihre widersprechenden Naturen werden nie und nimmer sich in ein gedeihliches Ganzes vereinigen lassen. Man spricht von großen Anstalten und Rüstungen, welche sich in Österreich be-

*) Er kommt nicht vor.

reiten. Gegen wen kann das seyn, als gegen den gemeinsamen Feind aller alten Ordnung, alles alten Rechtes? Dabey kann nun das übrige Deutschland nicht ruhig bleiben, und es wird für jede Macht wichtig, im Brennpunct alles Verderblichen selbst sich unmittelbar, und so genau wie möglich, von Allem zu unterrichten, was dort vorgeht, seine Maßregeln darnach zu nehmen, und die Streiche, denen man sich nicht entziehen kann, doch wenigstens, so lange und so gut es sich thun läßt, zu pariren. Diese Ansicht fordert auch von unserer Seite die Anwesenheit eines Menschen in Paris, der ohne diplomatischen Charakter, ja unter irgend einer Maske, aber mit den gehörigen Fähigkeiten und Instructionen ausgerüstet, die Vortheile seines Monarchen wohl in Acht nehme, forsche, ergründe und wirke, was sich, ohne sich zu verrathen, ergründen und wirken läßt. Und wen könnte mein Vater hierzu tauglicher finden, als seinen treuen Elmwald? Wie lange diese Sendung währen kann, ist unbestimmt, ja, so ziemlich willkührlich, und das ist das beste. Auf jeden Fall kann sie lange genug hinaus gedehnt werden, um der alten Geliebten jede Aussicht auf eine baldige Verheirathung, und somit jede Hoffnung abzuschneiden.

So verbanne ich ihn denn von mir? So ver-

mag ich es, von Neuem von ihm zu scheiden, und die schale Dauer unaufhörlich gleicher Stunden zu ertragen, die mich überall wie ein uferloses Meer umgeben wird, wenn Er mir überall fehlt? Nein! Das vermag ich nicht. Ich habe die Qual dieses Zustandes in der Zeit seiner letzten Abwesenheit nur zu peinlich gefühlt. Was ich thun werde, ist unbestimmt, und bewegt sich nur noch dunkel vor meinem Geiste. Hier bleibe ich auf keinen Fall. Du wirst bald von mir hören; vielleicht sehen wir uns eher, als Du denkst.

Fünf und zwanzigster Brief.

Alphons Elmwald an seinen Bruder.

K** den 25. November 1808.

Der Blitz hat vor mir niedergeschlagen. Noch wie betäubt sitze ich hier, und vermag nicht zu thun, was doch unmittelbar durch mich geschehen muß, ja kaum mich zu sammeln, und Dir zu sagen, was geschieht. Die Postpferde stehen vor dem Hause; ich gehe nach Paris. Wie lange mein Auftrag mich dort halten, wohin die feindselige Macht mich noch führen wird, die abermahls störend in mein Schicksal eingreift, und mich mit unsichtbarer Gewalt weit von dem beynahe ergriffenen Ziele wegschleudert — ist nicht abzusehen. Wer kann bey den gewaltsamen Aufschwüngen, die in unserer Zeit alle politischen Ereignisse nehmen, für das nächste Jahr, für den nächsten Monath stehen? Ein allgemeiner

Sturm hat Staaten und Reiche aus ihrer Würzel gerissen; was vermag der Einzelne?

Der Herzog sendet mich in geheimen Geschäften. Ich gehe sogar nicht unter meinem Nahmen, und kann Dir erst aus Paris meine Addresse senden. Von meiner Anstellung in K** ist keine Rede mehr; die Legationssecretärsstelle ist bereits durch einen andern besetzt, und wie ein ungeheures Geschick tritt diese Sendung nach Frankreich auf ein Mahl gespensterartig vor mich hin. Ich muß gehn. Mich zu weigern wäre unklug, ja unredlich; denn das ist klar, daß dieser Auftrag mir für den Augenblick eben so ehrenvoll, als für die Zukunft nützlich ist, indem er mir eine glänzende Bahn und gültige Ansprüche auf nahe Beförderung eröffnet. Dennoch, o wie weit glücklicher hätte mich jene unscheinbare Stelle gemacht? Wie — Laß mich abbrechen! Es ist zu schmerzlich, jetzt zu denken, wie Alles hätte gehen können, jetzt, wo es so ganz anders kommt!

Wirklich war ich im ersten Augenblick entschlossen, den Ruf nicht allein abzulehnen, sondern um meine Entlassung zu bitten, als ich erfuhr, daß die Legationssecretärsstelle vergeben war. Es war schon ein Brief an den Minister, und einer an die Herzoginn aufgesetzt, worin ich sie bitten wollte, meine Entschuldigung bey ihrem Vater zu übernehmen.

Es war mir, als sey es mir unmöglich, hier länger zu dienen, und solche wunddrückende Fesseln zu tragen. Endlich besann ich mich doch. Ich stehe ja nicht allein. Wohin? Was ergreifen, wenn dieser Anker sicherer, obgleich ferner Hoffnung, abgesprengt war?

O Lucie! Lucie! So sehe ich mich auf's Neue von Dir gerissen! Auf wie lange? Das weiß nur Gott, der auch allein weiß, warum er uns so schmerzlich — so grausam darf ich wohl sagen — prüft! Aber es gehört alle Standhaftigkeit dazu, welche Religion und Nachdenken geben, um hier nicht zu verzweifeln. Wie wird sie es ertragen? Wie soll ich es ihr melden? Jetzt, in dieser Stimmung, ist es unmöglich. Von der Reise, oder von Paris aus soll sie es erfahren. Der Schlag, der ihr sanftes Herz treffen soll, kommt immer zeitig genug. So wiege sie sich noch eine Weile in süßen Hoffnungen, und träume noch von naher Vereinigung mit dem Geliebten! Ja, träume — träume, unglückliches Mädchen, und erwache am Rand des Abgrundes, der dich und mich verschlingt! Bis dahin sey sie geschont; sie wisse überhaupt nur, was ihr zu wissen unumgänglich nöthig ist; die ganze Last des Geschickes, das ihren Freund zu Boden drückt, werde ihr erspart! Ach, ich möchte sie ja vor jeder

rauhen Berührung der Außenwelt, vor jedem Lüftchen, das sie unfreundlich streift, bewahren!

Wenn die Eile, mit der ich meine Reise machen muß, den Aufruhr in meiner Brust übertäubt, schlaflose Nächte und Ungemach der Jahreszeit den aufgeregten Geist werden niedergearbeitet haben, dann will ich mich sammeln, ihr schreiben, und die zerstörten Hoffnungen ihr deutlich vor Augen legen, redlich und wahr mit ihr seyn, und von ihrem Ausspruch Leben oder Tod erwarten.

Ich kann nicht mehr schreiben. Aus Paris erhältst Du wieder Nachricht. Leb wohl!

Sechs und zwanzigster Brief.

Eduard Neuenbach an Raphael.

D..g den 10. December 1808.

Lange, theurer Freund, wirst Du in meinen Briefen wenig oder nichts von der Hauptangelegenheit, die mein ganzes Herz erfüllt, gefunden haben. Jede Berührung dieser Saiten bebte schmerzlich in meinem Innersten. Ich wollte diese Qualen vermindern, die eben so tief als nutzlos waren. Es war mir Linderung, den Schleyer des Schweigens darüber zu breiten, und die Wunden, die Niemand heilen konnte, still verbluten zu lassen. Wie oft, mein Raphael, regte sich gewaltsam der Wunsch in mir, daß mein Leben mit verströmen, oder, noch lieber, daß das Schicksal irgend ein unerwartetes Ereigniß senden möchte, wo ich es für sie mit Freuden opfern könnte! Wenn sie's auch nicht gewußt; wenn sie's nur nach meinem Tode erfahren hätte, wie heiß sie der Verkannte geliebt, wie glücklich er sich ge-

fühlt, für sie zu sterben, und wenn sie dann zurückgeblickt hätte auf manchen Augenblick, wo sich seine stille Gluth ihr gezeigt, wo sie sie, ausweichend, abgewiesen, und das treue Herz achtlos dahingegeben hatte für den Besitz eines blendenden, aber falschen Gutes!

Ach, Raphael! Wie manche Stunde stiller Einsamkeit und schlaflos durchtrauerter Nächte, waren solche Gedanken die Beschäftigung meines wunden Herzens. In Liedern, in klagenden Tönen verhauchte ich diese Gefühle — mein Pult bewahrt sie; weder Dir noch irgend Jemand durften sie kund werden — und ich fand, zwar nicht Beruhigung, aber Linderung meines Schmerzens, wenn er mir aus holdgereiheten Klängen wiedertönte.

Das war eine trübe Zeit, noch trüber durch den Kummer, den ich um sie fühlte. Ich wußte weit mehr, als sie ahnete, als ich ihr offenbaren durfte. Mich hielt nicht allein Mitleid, ihr die ganze Größe ihres Unglücks zu zeigen, mich hielt auch ihr streng abgemessenes Betragen von jeder herzlichen Mittheilung ab; denn ich fühlte es wohl, wie sie sich von mir entfernte, seit ich das erste Mahl, von Liebe und Pflicht gedrungen, ihr geoffenbaret, was zu verschweigen ich für gewissenlos gehalten hätte. Seit einigen Wochen lebt ein Fremder hier, Che-

valier Dumesnard, den seine Geschäfte in unser Haus führten, ein höchst unterrichteter und wahrhaft genialischer Mensch. Der Vater fand Gefallen an seinem klugen Betragen, und wohl auch an den Speculationen, die sich mit Dumesnard's Aufträgen machen ließen. Mich zogen seine mannigfachen Kenntnisse an, und seine fast wunderbare Art, die Welt und die Menschen zu betrachten. Fast, sage ich; denn wie seltsam auch manche seiner Behauptungen erscheint, wie sehr sie uns im ersten Augenblick zum Widerspruch reizt, so erstaunt man hinterher über den Scharfsinn, mit welchem er seine Ansichten zu vertheidigen, an den gewöhnlichsten Dingen neue, nie vorher beachtete Seiten auszufinden, und in ein so helles Licht zu stellen weiß, daß man zuletzt, wiewohl nach manchem Kampfe, doch seiner Überzeugung beystimmen muß. An meinem Umgange schien er gleich vom Anfang Gefallen zu finden. Ich mußte ihm zum Wegweiser in der Stadt und Umgegend dienen, ein Amt, bey dem ich durch die geistreiche Art, womit mein Begleiter Alles von seinem seltsamen Standpuncte aus ansieht und beurtheilt, wenigstens eben so viel Vergnügen genoß, als er; denn wenn ich ihn an niegesehenen Orten herumführte, eröffnete er mir nie geahnete Tiefen eines wunderbaren Gemüthes. Er ist viel gereist;

diplomatische Missionen haben ihn in verschiedene Länder, an Höfe, in Berührungen mit tausenderley Menschen gebracht. Er kennt den Hof zu K** und seine Verhältnisse, wie ich meine Stube. Es ward mir leicht, ohne Luciens Geheimniß und meinen Antheil daran bloß zu geben, Vieles über Elmwald zu erfahren, was meine längst genährten Zweifel nur zu sehr bestätigte. Es besteht ein festes, und nicht sehr geheim gehaltenes Verhältniß zwischen der jungen, verwitweten Herzoginn, und dem Cabinetssecretär. Ob bloß Liebe, oder Ehrgeiz und Herrschsucht es von beyden Seiten knüpfen geholfen, wer kann das ergründen! Mit der Ankunft der schönen, geistreichen Frau in K** begann es sogleich; die ländliche Einsamkeit in ** bad zog die Bande fester. Es war wirklich ein schmerzlicher Abschied gewesen, von welchem ich im Posthause zu** Zeuge war; aber nicht seiner pflichtgemäßen Rücksicht für Lucien galt dieser Schritt. Der Vater war in ** bad dem verliebten Pärchen auf die Spur gekommen. Es hatte einen Sturm gesetzt. Elmwald fand es für gut, sich auf einige Zeit dem Unwillen seines Fürsten zu entziehen — daher der Besuch hier, den die Getäuschte ihm so hoch anrechnete — und kehrte erst nach K** zurück, nachdem

die vereinten Bemühungen seiner Geliebten und seiner Freunde den Herzog wieder besänftigt hatten.

Indessen scheinen sie sich seitdem mit der harten Nothwendigkeit auf einem milderen Wege abgefunden zu haben. Vor der Welt wird der Anstand mit Klugheit behauptet, und geheime Zusammenkünfte, von denen der Herzog ganz und gar keine Ahnung hat, entschädigen die Glücklichen für den öffentlichen Zwang. Von der Legationssecretärsstelle ist keine Rede mehr; sie scheint nichts als eine geschickte Maske gewesen zu seyn, um Lucien und die Welt zu täuschen. Es war Elmwald seit Langem nicht mehr Ernst mit diesem Platze, der ihn von Alexandrinen und seinen einflußreichen Verhältnissen entfernt haben würde. Daß man ihm mit dieser Vermuthung nicht zu nahe tritt, beweiset die jetzige Wendung der Dinge; und dieß ist der Punct, der meine Sorgen um Lucien auf's Neue anregt. Dumesnard, der von den geheimsten Schritten am K** schen Hofe unterrichtet ist, hat mir erzählt, daß Elmwald in wichtigen Aufträgen seines Hofes nach Paris geht, nicht unter seinem Nahmen, nicht in seinem Character. Wie lange diese Sendung währen wird, kann Niemand ermessen; aber sie ist von großer Bedeutung und solcher Art, daß ihr Gelingen von den glänzendsten Folgen für Elmwald seyn

kann. Deßwegen hat er auch darum angesucht, und Alexandrinens Einfluß sie ihm verschafft. Wahrscheinlich wird sie ihn begleiten, oder doch ihm folgen, wie es sich eben thun läßt. Auf jeden Fall zertrümmert diese Reise jede Hoffnung Luciens auf eine nahe Verbindung mit dem Wankelmüthigen. Sie weiß es auch schon, und, was das Schlimmste ist, nicht durch ihn selbst. Er hat es nicht der Mühe werth geachtet, sie von diesem wichtigen Ereignisse zu benachrichtigen. Dumesnard, unwissend wie er über den Zusammenhang des ihrigen mit Elmwalds Schicksal ist, stieß ihr arglos den Stachel in die Brust. Es war gestern Abends, und wir beym Vater versammelt. Die Rede kam auf die wichtigen Ereignisse des Tags, auf die Vorzeichen noch größerer Begebenheiten, die im Schooß der Zeiten schliefen. Mit seinem gewohnten Scharfsinn entwickelte Dumesnard seine Bemerkungen, und eröffnete überraschende Aussichten in die nächste Zukunft. Daß alle großen und kleinen Höfe Deutschlands und Europa's jetzt in Bewegung kommen müßten, sey eine natürliche Folge; wer dem andern jetzt den Rang ablaufen, sich sicher stellen, oder die vortheilhafteste Stellung einnehmen könnte, wäre der Klügste. Vom Hofe von K** sey eine Person von bedeutendem Range in größter Stille und

im strengsten Incognito nach Paris gesendet worden, um in's Geheim und an Ort und Stelle für das Interesse des K**schen Staates zu wirken — der Cabinetssecretär des Herzogs selbst, den man vor der Welt eine Reise nach Italien machen lasse, um seine Abwesenheit zu maskiren. Lucie verfärbte sich. Dumesnard bemerkte es nicht, und fuhr in seiner Erzählung ähnlicher Maßregeln fort, die von verschiedenen Cabinetten auf verschiedene Art getroffen wurden. Mir entging Luciens Erschütterung nicht, und ich war herzlich böse auf den unberufenen Erzähler. Bald darauf verließ sie das Zimmer. Unter einem Vorwand folgte ich ihr. Sie saß im dunkeln Vorsaal, ihre Thränen flossen leise; die Thür hatte sie aufstehn lassen, vielleicht um noch zu hören, wenn Dumesnard mehr erzählte. Als ich kam, hielt sie sich sehr stille. Ach, mir war keine ihrer Bewegungen entgangen! Ich stand eine Weile an, ob ich ihr zeigen sollte, daß ich sie bemerkt habe, oder nicht. Gewöhnliche Lebensart rieth zu dem letzten, aber meine Liebe, mein Mitgefühl hießen mich, ihr in diesen bangen Stunden den Trost eines theilnehmenden Herzens nicht zu entziehen. Ich trat auf sie zu. Lucie! sagte ich sanft, und faßte nach ihrer Hand, die das naßgeweinte Tuch hielt: Ich verstehe Ihre Thränen. Gott gebe Ihnen Kraft!

Sie fuhr vom Stuhle empor, wollte reden, besann sich, und verließ rasch das Zimmer.

Wie weh that sie mir mit dieser rauhen Art, meine wohlgemeinte Theilnahme aufzunehmen! Ich konnte ihr doch nicht zürnen; ich weiß ja, wie tief unerwiederte Liebe schmerzt! Mein ganzer Zorn wandte sich gegen den Treuvergessenen, der ein solches Herz zu kränken im Stande war. Ihr nicht zu schreiben, sie in dem Augenblicke einer gewaltsamen Wendung ihres Geschickes ohne alle Nachricht zu lassen, das kann nur herzlose Kälte oder völliger Treubruch; und dieß letzte ist es hier gewiß, obwohl die Arme entweder von dem listigen Verführer getäuscht wird, oder sich selbst über ihre Ansicht jener verworrenen Verhältnisse täuschen möchte. Sie erkünstelt eine Ruhe, die sie nicht hat, und leidet doppelt durch die kalte Hülle, die sie über ihr wundes Herz legt. Wie gern möchte ich vor sie hinknieen, und sie flehend bitten, diesem peinlichen Zwang zu entsagen, vor dem treuen Freunde ihre Thränen, ihre Angst nicht zu bergen, und zu glauben, daß jeder ihrer Seufzer ein antwortendes Echo in meiner Brust findet.

Raphael! Wenn diese Verkettung der Dinge der Weg wäre, ihr über jenen Falschen die Augen zu öffnen, wenn sie einsehen lernte, daß er, längst der

morschen Bande müde, nur eine Gelegenheit sucht, um sie mit Anstand zu lösen; wenn sie — wie schmerzhaft es ihr auch jetzt fiele — in einiger Zeit begriffe, daß der Himmel freundlich für sie gesorgt, indem er ein Verhältniß geendet, das sich einseitig, an Kälte und Zweifeln kränkelnd, schon so manches Jahr hindurch schleppte, und wohl den Keim der Zerstörung schon bey seinem ersten Beginnen in sich trug; wenn ich bestimmt wäre, dieß edelste aller weiblichen Wesen in der Zeit ihres tiefsten Kummers zu trösten, wenn ich wie Tasso sagen dürfte: Und wenn ich wenig bin, so weiß ich doch, daß ich ihr Etwas war? — o Freund! meine Seele zittert in freudigen Schauern, ein süßer Schmerz ergreift mich, eine Paradieseswelt voll zarter Hoffnungen, voll unnennbarer Freudenblüthen geht mir auf, alle, alle möchte ich, zum Kranze gewunden, der Herrinn zu Füßen legen', und überglücklich seyn, wenn sie das Opfer meines ganzen Lebens annehmen möchte! Ich kann nicht weiter schreiben. Was soll der todte Buchstab, wo das Herz in Empfindungen zerfließt!

Sieben und zwanzigster Brief.

Lucie Florheim an Rosalinden.

O..g den 12. December 1808.

Vier Wochen voll Unruhe und Zweifel sind vorüber, viele wichtige Ereignisse haben sich aneinander gedrängt, und ich habe während dieser ganzen Zeit keine Zeile von Alphons erhalten. Ich höre, daß er in einer geheimen Sendung nach Paris abgegangen ist; man setzt hinzu, daß vielleicht die Fürstinn ihm incognito folgen wird — und keine Nachricht!

Mein Vater rückt mit seinen Rathschlägen, die nun ein Mahl in seinem Munde wie Befehle klingen, immer näher; Neuenbachs Liebe zeigt sich immer unverhohlener; ach, ich sehe den Zeitpunct herannahen, wo Beyde zur Sprache kommen werden, wo man mir zureden, mich drängen, quälen wird — und keine Nachricht von Alphons!

Seit einiger Zeit besucht ein Mensch unser Haus, der mir eben so sehr mißbehagt, als er meinem Vater und Neuenbach gefällt. Er nennt sich Chevalier Dumesnard, und gehört zu jener Classe von Menschen, die, überall und nirgends zu Hause, ihre Eigenthümlichkeit, und das, was sie zu ihrem Vortheil wollen, starr und schroff in ihrem Innern zu behaupten wissen, während sie von außen eine große Leichtigkeit im Benehmen zeigen, und durch allerley angenommene Masken, die sie nach dem Bedürfniß des Augenblickes zu verändern geschickt sind, die arglose Leichtgläubigkeit zu täuschen verstehen. Dieser hier hat wenigstens für jetzt — Gott verzeihe mir's, wenn ich ihm Unrecht thue! — die Larve des Sonderlings, des Paradoxenjägers vorgenommen. Er ist, oder scheint jederzeit einer andern Meinung, als alle übrigen Menschen; er hat Ansichten, wie sonst Niemand, und es ist genug, daß eine Sache allgemein gefällt, damit er Tadel daran suche, oder daß sie allgemein verworfen werde, damit er sie als das Vorzüglichste oder Zweckmäßigste in Schutz nehme. Diese widersprechenden Meinungen trägt er nun mit großer Gelassenheit, aber mit solcher scharfen Sicherheit vor, daß man im ersten Augenblick nicht weiß, ob man sich über die kecke Anmaßung, mit der unsere Mei-

nung verurtheilt wird, ärgern, oder über die Schiefheit solcher Ansichten lachen soll. Hinterher weiß er dann, wenn man ihm, wie natürlich, widerspricht, seine wunderlichen Behauptungen mit blendenden Sophismen zu unterstützen, womit er den Einen betäubt, den Andern überzeugt, und ihm endlich der schlecht errungene Sieg bleibt. Dieser Mensch ist von den politischen Verhandlungen aller Höfe unterrichtet, und ein wahres Intelligenzblatt für Neuigkeits-Liebhaber. Er würzt seine Gespräche mit anziehenden Anecdoten, er unterhält meinen Vater, fesselt Neuenbach, und flößt mir einen Tropfen Gift nach dem andern langsam in's Herz. Durch ihn erfahre ich so Manches über Alphons, welches mir entweder gar nicht, oder nicht aus d i e s e m Gesichtspuncte bekannt war. Er weiß um sein Verhältniß zur Herzoginn, und ob er es gleich in ganz anderem Sinn betrachtet, so enthalten seine Erzählungen doch so viele nur zu wahrscheinliche, oder wahre Züge, und seine Nachrichten haben sich jederzeit nur zu sehr bewährt, als daß mein Herz nicht darüber erstarren sollte. Nach Dumesnards Meinung liebt Alphons in der Herzoginn nicht sowohl die Frau, als die Tochter seines Monarchen, deren geheime Liebe ihm den Weg zu Macht und Einfluß bahnen soll. Es wäre also nicht

ein Mahl verzeihliche Schwäche, oder Zauber der Schönheit, es wäre Absicht, und ich würde einem Plane des Ehrgeizes geopfert! Abscheulich!

Nein, Rosalinde, das ist nicht möglich! Je länger, je reiflicher ich darüber nachdenke, je greller treten die Widersprüche dieser Ansicht hervor. Aber tief verwundet hat mich diese Rede im ersten Augenblick, sie hat mir um so weher gethan, als mein Vater und Neuenbach zugegen waren, und ich die Bewegung wohl sah, welche die Züge des Letztern bey dieser Erzählung lebhaft veränderte; und des Nachdenkens und Grübelns kann ich mich doch nicht ganz erwehren. Alphons hat mir mit edlem Freymuth Alles — wie er sagte, bekannt. Was Dumesnard und Neuenbach berichten, klingt anders, wenn auch nicht völlig verschieden. Hier aber ist jede Abweichung wichtig für ein armes Herz, das in seiner Abgeschiedenheit, in der Unmöglichkeit, sich unmittelbare Überzeugung zu verschaffen, keine andere Gewährleistung hat, als die Offenheit des geliebten Freundes, und keinen andern Vertheidiger, als in dessen eigenem Herzen, das vielleicht vier Jahre der Entfernung, Hofluft und ein Ehrgeiz, der an dem ausgezeichneten Manne so verzeihlich ist, leicht in manchen Stücken verändert haben können. Kann ich das mißkennen?

Kann ich es im Grunde tadeln? Er ist nicht mehr, was er vor vier Jahren in T** war, er kann es nicht mehr seyn; was er eigentlich geworden, wie könnte ich das erkennen, als durch einen fortgesetzten, ruhigen, von aller Spannung und Sorge freyen Umgang? Den aber hat uns die Vorsicht zu gewähren nicht für gut gefunden, und Briefe reichen nicht hin, besonders bey einem so reizbaren, leicht verletzten Herzen, wie das seine mir oft zu meinem Schmerz und meiner Seligkeit kund wurde. Selbst sein Geständniß kann mich nicht beruhigen; denn weiß ich nicht aus seinem Munde, daß die leidenschaftliche Annäherung der ausgezeichneten Frau ihn nicht ganz ruhig gelassen? Und lebte sie nicht nach seinem ersten, edlen Entschluß, sich von ihr loszureißen, noch immer in all ihrem Liebreiz, erhöht durch den Zauber eines stillen Kummers, dessen Ursache Er war, um ihn? Wird sie irgend etwas unterlassen haben, was ihn von Neuem in ihre Fesseln ziehen konnte? Jetzt reiset er fort, übernimmt ein Geschäft, das ihn — Gott weiß, auf wie lange! — von mir scheidet. Von der Anstellung, die ihn in meine Nähe bringen sollte, ist keine Rede mehr — und er schreibt nicht? — Aber können nicht Briefe verloren gehen? — Und könnte ihm diese Vermuthung nicht auch beyfallen?

Sollte er bey der großen Wahrscheinlichkeit dersel-ben nicht noch ein Mahl geschrieben, und die wichtige Nachricht, an der mir so viel gelegen seyn mußte, noch einem zweyten Blatte anvertraut ha-ben?

O, wie es in mir stürmt und kämpft, wie ein Gedanke den andern treibt, eine Vermuthung die andere siegend verjagt, für eine Weile in meinem Kopfe herrscht, und bald darauf einer zweyten, nicht minder peinigenden, ihren Platz abtritt! Wenn dann auch die Erkenntniß von Alphons Werth, und das Vertrauen auf seine lang erprobte Liebe sich beruhigend über allen diesen Stürmen erhebt, wenn es mich in manchen helleren Augenblicken unrecht dünkt, an einer Liebe zu zweifeln, welche so lange Jahre und so genaue Kenntniß seines Characters erprobt haben, dann muß ich doch sagen: es ist nicht recht, daß er mich ohne Nachricht läßt, da er, ei-nige Zeilen zu schreiben, auch in der größten Eile der Abreise noch hätte Zeit finden können, und endlich in den ganzen vier Jahren noch keine so lockende Versuchung so nahe, so kühn auf ihn eingedrun-gen war.

Acht und zwanzigster Brief.

Herzoginn Alexandrine von Z** an Gräfinn Herminie von S**.

K.. den 2. December 1808.

Er ist fort, liebe Freundinn! — seit acht Tagen. Nirgends mehr sehe ich die theure Gestalt. Öde, ausgestorben sind Gemächer und Säle, unerträglich die Einsamkeit, noch unerträglicher das schale Geplauder, der Anblick höchst gleichgültiger Gestalten, die, wie hohle Larven, um mich herum wanken, und, wie sie immer mehr und mehr werden, das angstvolle Gefühl Thekla's in mir erwecken, als die Geister der gefallenen Schaar nach und nach den Saal beengend füllten, und die Lebenden hinausdrängten. Sie drängen auch mich hinaus. Ich halte es nicht aus hier, wo kein lebendiger Geist, kein Gemüth zu mir spricht, nur ein unverstandener Schall leerer Worte im Sallon

mich umsauset, und jedes einzelne Gespräch verletzend an mein Innerstes rührt, es mag nun des Gegenstandes erwähnen, der mich ausschließend erfüllt, oder davon schweigen. Jenes geschieht immer ungehörig und störend von jeder fremden Natur, die die seine nicht zu erfassen versteht; dieß empört mich, weil ich nicht begreife, wie man von etwas reden, und seiner nicht erwähnen kann. Du meintest in Deinem letzten Briefe, den ich gestern erhielt, ich sollte mich an dem Gedanken beruhigen können, daß seine Abreise mein Wille, daß sie zu meinem Plane gehörig war. Rede mir nicht solche alltägliche Dinge vor! Tausend matte Herzen mögen sich daran halten, die Nothwendigkeit mag ihnen Trost seyn, weil sie von Kindheit an Gehorchen und Verstummen gelernt haben, und der Frost, die Unzulänglichkeit des Gefühls mögen sich gern darin beschwichtigen. Ich werde es nicht. An mir verhallt der dumpfe Ruf der Ergebung. Ich kann mein Schicksal ändern, so will ich es auch; ich will nicht leiden, wo ich genießen, und mich freuen kann.

Ich habe eine schickliche Art ersonnen, die meinen Aufenthalt in Paris wo nicht nothwendig, doch für die Absichten unseres Hofes nützlich macht. Morgen will ich mit meinem Vater darüber re-

den, und hoffe, alles zu meiner Zufriedenheit zu schlichten. Auch er fühlt die Abwesenheit seines Lieblings drückend. Er war sein Frühling, der wieder verschönert neben ihm stand, Leben, Freude und reizenden Wechsel in das öde Einerley der greisen Seele, in die steife Förmlichkeit des Hoflebens bringend. Selbst das Bestimmte, fast möchte ich sagen, Gebietherische, das in Elmwalds Natur liegt, wirkte eher belebend, wie verletzend auf den Herzog. Es war keine Anmaßung übermüthiger Persönlichkeit darin; es war das ausgesprochene Resultat klarer Vernunft und eines reinen kräftigen Willens, der gern das erkannte Gute auch außer sich darzustellen strebt. Und dieser kräftige Wille, wie er sich bestimmt und ergreifend gegen Andre aussprach, kleidete gegen den väterlichen Beschützer und Herrn sich in milde Sohnesnatur, bath, wo er sonst befahl, und unterwarf sich kindlich, wenn der Herzog, der Greis auf seiner Meinung bestand. Das ist's, was den Vater so unwiderstehlich an ihn zieht, was ihm Elmwald als Geschäftsmann, wie als Menschen, unentbehrlich macht.

Wenn in meiner gegenwärtigen trüben Stimmung irgend ein heller Punct ist, auf welchen mein Geist mit Lust verweilt, so ist es der, daß die Bür-

gerdirne für den Augenblick gewiß noch unglücklicher ist, als ich, und diese Leiden der Anfang ihrer gänzlichen Verlassenheit seyn sollen. Das Wort des Räthsels ist gefunden. Ich weiß nun, daß ihr Vater sie nicht von sich lassen, und nie einem Manne geben wird, der nicht in O . . g wohnt. Das dachte Alphons wohl nicht, als er neulich von Vätern, von dem Rechte ihrer Absichten auf das Schicksal der Kinder überhaupt sprach, und Beyspiele anführte, wie sehr er sich an mich verrieth, und mir die Waffen gegen ihn in die Hand gab. Ich durfte nur vergleichen, und durch Dich und Dumesnard forschen lassen. Nun weiß ich Alles, und nun soll auch dafür gesorgt werden, jene Secretärsstelle, und mit ihr jede Möglichkeit einer Vereinigung für jetzt und immer verloren seyn.

Sieh, Herminie! Das ist der helle Punct, auf den ich mit Lust schaue, dahin will ich von nun an mit jeder Kraft wirken, und ich hoffe endlich an's Ziel zu gelangen; denn wenn auch seine erkaltende Liebe noch manchen Sturm mit Mühe aushält — ewiger, hoffnungsloser Trennung erliegt sie doch endlich, und sinkt, von keiner Aussicht auf ein glückliches Ende, von keinem belebenden Hauche der Gegenwart mehr erfrischt, ermattet hin.

Neun und zwanzigster Brief.

Alphons Elmwald an Lucie Florheim.

Paris am 5. December 1808.

Dein Erstaunen, meine über Alles Geliebte, wie Deinen Schrecken zugleich kann ich mir vorstellen, wenn Du nach langer Zögerung von beynahe vier Wochen endlich diesen Brief entfaltest, und seine Aufschrift Dir zeigt, daß der Freund, den Du in seinen gewohnten Umgebungen glaubtest, den Du in Kurzem zu sehn, und, o Gott! bald unzertrennlich mit ihm vereint zu werden dachtest, nun vom Sturm der Ereignisse ergriffen, weit, weit von Dir hinweg verschlagen, und, ob und wann er Dir zurückkehren werde, noch tief im Schooße der Zukunft verhüllt ist.

Es war vor beynahe vierzehn Tagen, als ein plötzlicher Befehl des Herzogs mich zu ungewöhnlicher Stunde zu ihm beschied. Sehr freundlich,

aber mit einer Miene, die mir wenig Gutes verkündete, hieß er mich ihm in sein Cabinett folgen, schloß vorsichtig die Thüre, und eröffnete mir nach einigen vorbereitenden Reden, daß ich mich unverzüglich bereit halten solle, in einer geheimen Sendung, deren Wichtigkeit er mir auseinander setzte, nach Paris abzugehn. Mein Entsetzen mochte sich ihm in der Todesbläße mahlen, die, wie ich fühlte, mein Gesicht überzog. Er faßte mich beynahe erschreckt am Arm, redete mir liebevoll, wie ein Vater, zu, und entschuldigte gleichsam die Härte seines Auftrages. Seine Güte rührte mich. Ich erkannte die Nothwendigkeit, welche hier geboth, das ehrenvolle Zutrauen, das in der Wahl meiner Person zu diesem Geschäfte lag, und die väterliche Güte, die den unausweichbaren Schlag so schonend als möglich führen wollte; aber ich vermochte nicht sogleich die Fassung zu gewinnen, die zu einer passenden Antwort nöthig war. Das Schicksal unserer Liebe, Dein weinendes Auge standen vor mir; ich dachte nur Dich, und weiß nicht, wie lange ich so, überhörend, was der edle Fürst, um mich zu trösten, sagte, in stummem Erstarren vor ihm gestanden haben mag. Endlich gelang es mir, mich aus meiner Betäubung aufzuraffen, deutlich zu vernehmen, was mir gebothen war, und zu

Existenz ist mit fürstlicher Freygebigkeit gesorgt, und mein Geschäft ist zwar dornicht und verantwortungsvoll, dennoch erhebt mich die Wichtigkeit des Zweckes. Ihn Dir mitzutheilen, ist weder erlaubt noch rathsam, da Briefe nicht immer sicher gehn. Auch kannst Du mir auf geradem Wege nicht schreiben. Ich lebe hier nicht unter meinem Nahmen, sondern gelte für einen Kaufmann, und mein Begleiter für meinen Commis. Wenn Du mir unter der beygeschlossenen Adresse schreibst, werde ich Deine Briefe richtig erhalten.

O meine Lucie! Wie schmerzhaft wird diese Nachricht Dein Herz berühren! Ich weiß es; und diese Vorstellung ist's, welche mir meine Lage oft unaushaltbar erscheinen macht. Ich bin es wieder, es ist mein nächtliches Geschick, das dich mit in seine trostlosen Wirbel reißt. Wirst Du mich nicht zu hassen anfangen? Wirst Du den Tag nicht verwünschen, an dem Du mir den Schwur der Treue gabst, und Dein Geschick an des einen Unseligen bandest, den eine feindliche Macht unstät durch's Leben treibt? O wie oft, wenn diese bösen Geister mich anfallen, das nächste Glück von meinen Lippen reißen, alle Blüthen zerstören, die mein Gemüth lange liebend pflegte, verwünsche ich dann die Wahl meines Standes, und beneide den Handwer-

ker, den Bauer, den ein liebreich sorgendes Schicksal, allen irren Wünschen vorbeugend, an seine Werkstätte, an seine Scholle fest band! Nur der Gedanke hält mich aufrecht: Jene Wahl war meines Vaters Geboth!

Ich habe Dir nicht so schreiben, und Dir nicht allen den Schmerz zeigen wollen, der in der dunkeln Tiefe meines Herzens liegt. Im Schreiben, in der Vorstellung, daß Du mir gegenüber stehst, die Du mir die zweyte Hälfte meines Wesens bist, die allein auf dieser Erde mich kennt und versteht, vor der kein Gedanke meiner Seele sich verbergen soll — da reißt eine trübe Empfindung nach der andern, wie Nebelwolken, sich aus der Tiefe meiner Brust los. Nur Dir allein will und darf ich klagen. Und warum sollte ich es nicht? Du liebst mich. O Deine Liebe ist mein einziges Gut auf Erden! Hätte ich sie nicht, ich würde untergehn!

Wie lange meine Verbannung dauern wird, weiß ich nicht, und kann es gar nicht absehn. Mache dich auf eine lange Trennung gefaßt! Es ist alles ungewiß und nächtlich vor mir, die Verhältnisse sind verwickelt, meine Existenz hier sonderbar. Ich gehe auf geheimen Wegen, und muß in der Dunkelheit Fäden anknüpfen, und hin und wieder schür-

die größte Behutsamkeit nothwendig, um nicht meines Zweckes zu verfehlen, und meinem Hofe, so wie mir, Unannehmlichkeiten zuzuziehen. O wahrlich, meine Stellung ist schlimm! — Laß uns auf Gott vertrauen, Lucie, und auf die Reinheit unseres Willens! Er hat uns bisher geführt unter mancherley Hindernissen und Sorgen, er wird uns noch ferner schützen. Warum sollten zwey reine liebende Herzen nicht mit Zuversicht auf seinen Segen hoffen, wenn sie treu bis an's Ende auszuharren festen Willen und Kraft haben? Leb wohl!

Dreyßigster Brief.

Alphons Elmwald an seinen Bruder.

Paris den 26. Jänner 1809.

Ich schreibe Dir, lieber Bruder, in großer Unruhe. Es ist nahe an zwey Monathe, seit ich Lucien das erstemahl von hier geschrieben. Seitdem habe ich noch zwey Briefe nachgesendet. Und sie läßt mich kein Wort des Trostes, der freundlichen Liebe hören, welche allein das Joch, unter dem ich hier seufze, noch erträglich machen kann. Es ist unmöglich, daß alle meine Briefe verloren gegangen seyn sollen; denn von vielen habe ich die Empfangsscheine in Händen. Oder soll ich düstern Ahnungen Raum geben? Ist Lucie krank? Zürnt sie mir? Es ist eins so bitter als das andere, und mein Geist hat volle Freyheit, zu seiner Qual zwischen allen diesen Vermuthungen zu wählen.

Diese marternden Gedanken — in einem Zeitpuncte, wo ich all meiner Besinnung bedarf, um den Zweck meines Hierseyns klug und schnell zu er-

reichen, und keinen Augenblick aus der Rolle zu fallen, die zu spielen eben so nothwendig als mühvoll ist, erschöpfen meine Kraft, und untergraben meine Gesundheit. Ich ertrage es nicht länger. Du lebst Lucien näher, als ich. Erkundige Dich, so gut es Dir möglich ist, nach ihrem Befinden! Suche zu erfahren, ob sie wohl, ob sie — o Gott! ob ihr Herz noch frey ist! Mich quälen tausend Besorgnisse. Sie wird nie wortbrüchig werden; aber was soll der hohle Nahme der Treue, wenn die Seele aus dem Bündnisse entflohen ist?

Nein! Nein! Ich thue ihr Unrecht. Sie kann mich nicht vergessen, sie wird nie ein anderes Bild in ihr engelreines Herz aufnehmen; aber kindliche Pflicht, und väterliche Bitten, die sich für ein edles Herz so leicht in Zwang umgestalten, können sie zu peinlicher Wahl bringen. — Und wenn es zu ihrer Beruhigung nothwendig wäre, sie jenes Schwures zu entbinden? Mein Lebensglück würde zerstört seyn; aber ich würde gewiß keinen Augenblick anstehn, sie frey zu geben, obwohl ich mich ewig gebunden halten werde. Gottlob! Meines Vaters bin ich sicher; und welche andere Macht könnte mich zwingen?

Eine höchst unangenehme Zugabe zu allem Peinlichen, was mein hiesiger Aufenthalt für mich hat, offenbarte sich mir ungefähr vierzehn Tage

nach meiner Ankunft. Mißmuthig saß ich gegen Abend in meinem Zimmer, die bewegliche Welt unter meinen Fenstern begann mit dem Eintritt der Nacht sich in etwas zu stillen, und ich segnete die Dämmerung und das Schweigen, das sie mitbrachte, weil es mir die Freyheit gab, ungemahnt von den fremdartigen Eindrücken um mich her, mich anders wohin zu träumen, und geliebte Bilder in schmerzlich süßer Lust vor mir aufsteigen zu lassen. Da trat der Kammerdiener, mit dem Lichte in einer, mit einem Zettel in der andern Hand, ein. Sein Gesicht verrieth durch ein freundliches Schmunzeln, daß er mir etwas Angenehmes zu eröffnen habe. Im ersten Augenblick war ich thöricht genug, auf einen Brief von Lucien zu hoffen, deren Daseyn doch, wie ihr Verhältniß zu mir, dem guten Alten ganz unbekannt war. Geheimnißvoll trat er näher, und reichte mir das Blatt. Mir schwindelte, ich glaubte die Schriftzüge der Herzoginn zu erkennen. Der Kammerdiener sah meine Bestürzung, und deutete sie ganz falsch. Richtig! sagte er leise: Ihre Hoheit sind hier, im strengsten Incognito. In einer Stunde kommt der Bothe wieder.

Das Ganze mußte aussehen, wie ein verliebtes Abenteuer. Es ärgerte mich unaussprechlich. Hastig zerriß ich den Umschlag. Der Brief war

von ihr. Sie erwartete mich, sobald es völlig Nacht würde; der Überbringer des Zettels hatte Befehl, in einer Stunde wieder zu kommen, und mich zu ihr zu führen, weil sie mir Wichtiges zu sagen habe.

Sehr widrige Gedanken stiegen in mir empor, und eine Menge unheimlicher Beziehungen zeigten sich mir in dämmernder Ferne. Was soll dieser geheimnißvolle Schleyer? Was ihre ganze Hierherkunft? Wäre es thunlich gewesen, so hätte ich mich entschuldigt. — Aber sollte ich ihren Befehl abwarten, wenn ich ihrer Einladung auswich? Ich bereitete mich hinzugehn. Der Bothe kam, und ich sah aus dem Lächeln meines Alten, für was er diesen Besuch hielt. Ich war verstimmt, als ich hinging; und ich kehrte um nichts heiterer zurück. Aber es mußte auch ein so tiefer, aus so bangen Sorgen aufgesprossener Unmuth seyn, um gegen die sichtbare Freude, und das freundliche Bestreben, mich zu erheitern, auszuhalten, womit Alexandrine mich empfing und behandelte. Sie kann nichts dafür; aber wohl zehnmahl, wenn sie angenehm plaudernd sich zu mir neigte, und ihr blaues Auge in fröhlichem Glanz spielte, stieg der Gedanke in mir auf: warum denn der Himmel dieß Zusammentreffen möglich gemacht habe, indeß er mich so grausam von derjenigen entfernt, die zu

sehen, und um sie zu leben, das Ziel all' meines heißen Strebens ist? Oft versank ich dann in düsteres Schweigen, aus dem die Töne ihrer Stimme mich weckten; ich schüttelte mich wach, und strengte mich an, um nicht unartig zu scheinen. So verging der Abend. Was sie mir eigentlich gesagt, und wie sie meine Fragen um die Ursache ihrer Anwesenheit gelöset, wußte ich nicht mehr, als ich nach Hause kam; und erst bey dem zweyten Besuche, den ich, ihrem Verlangen zu Folge, gleich den nächstfolgenden Tag machen mußte, wurde mir klar, was ich mich, wie im Traum, den vorigen Abend gehört zu haben erinnerte. Es sollten geheime Absichten ihres Vaters seyn, um sich hier unmittelbar mit bedeutenden Personen zu unterreden, Verabredungen zu treffen, und Andere auszuhorchen, zu denen der Character, unter welchem ich hier lebe, mir den Zutritt verwehre, endlich die Lust, Paris zu sehn, und — was ich im Stillen hinzu setzte — der Wunsch, ebenfalls sein Rädchen in der großen Maschine zu treiben, wenn nicht noch ein geheimerer, mir furchtbarerer, Beweggrund hier verborgen lag!

Je länger ihr Aufenthalt hier dauert, je heller wird die letzte Vermuthung in mir. Jene Gluth, die in Lindenhain verderblich aufflammte, die meine sträfliche Nachgiebigkeit und jener unselige Ba-

deaufenthalt nährten, bis ich mich, nicht zu spät für mein Bewußtseyn, aber vielleicht zu spät für fremde Ruhe, aus den umgarnenden Schlingen emporraffte — diese Gluth, fürchte ich, hat auch die Reise nach Paris veranlaßt; und zu ihrem Unglück und meiner Qual erlaubt mein untergeordnetes Verhältniß mir nicht, mich ihr so standhaft zu entziehen, als ich es für unumgänglich nöthig erkenne. Was soll aus allen diesen streitenden Bestrebungen werden? Wie werden die verworrenen Knoten sich lösen? Ich büße schwer für eine vorübergehende Schwäche. Ich fühle, daß ich im Unrecht gegen die Herzoginn bin, und dieß Bewußtseyn raubt mir die Sicherheit, die mein Benehmen gegen sie haben sollte, um eine unglückliche Neigung zu ersticken, die jedes Beysammenseyn nähren muß. Was mein Glück mit Lucien gründen könnte, muß sie verletzen; jeder Schritt, der mich ans Ziel führen soll, muß mich in Alexandrinens Augen, wohl nicht strafbar, denn ich habe mich offen gegen sie erklärt, aber widrig und verhaßt erscheinen machen. In diesen feindseligen Beziehungen und Erwartungen richtet sich mein Geist mit doppelter Heftigkeit auf eine Nachricht von Lucien; und ich beschwöre Dich, nichts zu versäumen, was Du in dieser Hinsicht für mich thun kannst.

Ein und dreyßigster Brief.

Herzoginn Alexandrine von Z** an die Gräfinn Herminie von S**.

Paris den 18. Jänner 1809.

Der gewagte Schritt ist gethan. Ich bin hier. Ob ich erreichen werde, wornach ich strebe, das — o Herminie, ich gestehe es Dir mit tiefempörtem Gefühl! — das hüllt sich mir in immer ungewisseres, ich möchte sagen, feindseligeres Dunkel ein. Alphons begegnet mir höchst ehrerbiethig, dienstbeflissen, gefällig, aber manchmahl auch so kalt, daß mein Blut erstarrt, und ich mir die Überzeugung von dem Stolz und der Reizbarkeit seines Characters, so wie das Ziel, das meiner ausdauernden Geduld harrt, lebhaft gegenwärtig halten muß, um nicht in manchen Augenblicken, von gerechtem Unwillen und der beleidigten Würde des Weibes hingerissen, ihn fühlen zu lassen, daß ich die Tochter

seines Monarchen, er aber mit allen seinen Vorzügen doch nur ein Unterthan ist — und mit Einem solchen Auftritt mein ganzes Spiel unwiederbringlich zu verderben.

Du kennst mich, Herminie, und kannst am besten beurtheilen, wie schwer mir solche Überwindungen werden. Aber wenn er mir gegenübersitzt, sein Geist bald in lebendiger Mittheilung sich bezaubernd entfaltet, bald aus den reichen Schätzen seines Wissens das Gespräch mit mannigfaltigem Interesse schmückt, bald endlich, wenn politische Gegenstände unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen, mit scharfem Blick und tiefem Gemüth sich über die heiligsten Angelegenheiten der Menschheit und ihre Stellung zu den jetzigen Machthabern verbreitet — o wie unwiderstehlich ist er dann! Wie kleiden ihn die schöne Gluth, die ihn beseelt, der rege Eifer für das Gute, selbst die jugendliche Schwärmerey, mit welcher er noch jetzt das Glück seiner Brüder umfassen, gründen, und sich dafür opfern möchte! Wirklich, wenn man ihm in seinen officiellen Beziehungen einen Vorwurf machen kann, so ist es der, daß er noch zu warm, ja kindlich möchte ich sagen, für das fühlt, was er das Ganze nennt, daß er noch zu fest an die Perfectibilität der Menschheit glaubt, und noch nicht auf den Punct gekom-

men ist, sich zu überzeugen, daß es ewig seyn wird, wie es einst war, daß dem Menschen im Allgemeinen nie wohl ist, als wenn er m u ß, und daß sich's, wie Agathon sagt, nicht verlohut, sich aufzuopfern, damit eine Horde dieser Thiere besser wohne, sich besser nähre, kleide u. s. w. als die andere.

In solchen Augenblicken, wenn ihm mein Kopf gleich Unrecht geben muß, fühle ich, welcher Reichthum in seinem Herzen liegt, wie lohnend es ist, ihn nicht zu verschüchtern, und alles aufzubiethen, um ihn immer mehr zu gewinnen. Er ist zurückgezogener als je; er kommt nie, als wenn ich ihn rufen lasse, oder die Stunde des nächsten Besuchs selbst bestimme. Finster und beklommen fügt er sich, wie es scheint, dem Zwang, den seine Geschäfte ihm auflegen, und düster zeigt er sich mir gegenüber, wenn nicht ein anziehender Gegenstand ihn gleichsam über die strengen Schranken hinreißt, die sein Eigensinn sich störrisch vorgezeichnet hat. Ist das gewissenhafte Rücksicht für die alte Liebschaft? Ist es Furcht vor zu naher Begegnung mit einem Gegenstand, zu dessen Sphäre er sich nun einmahl nicht erheben zu können glaubt? Oder ist es Trauer um das Mädchen seines Herzens? Ha! Wenn es das wäre! Wenn er sie w i r k l i c h liebte, und

nicht bloß alte Bande ehrte, die zu verletzen ihm seine Rechtlichkeit verbeuth?

Diese Fragen und alle möglichen Antworten, welche meine Phantasie mir in Unzahl, um mich zu quälen, erschafft, halten mich in beständiger Spannung. Es gibt Augenblicke, wo Alphonsens finstere Trockenheit und mein sinkender Muth mich an jedem glücklichen Ausgange verzagen heißen, wo ich im Begriffe stehe, Postpferde zu bestellen, und fort in die weite Welt zu fahren. Nur nicht nach Hause! Nur nicht dahin, wo jede Stelle mit Erinnerungen an ihn besetzt ist, und er mir überall fehlt!

Wie beneidenswerth ist das Loos jener glücklichen Geliebten, die die Ferne kaum von dem Freunde ihres Herzens trennt, die auch, wenn weite Räume zwischen ihnen liegen, in der stillberuhigten Brust fühlen, daß der Abwesende sie jeden Augenblick mit der gleichen Liebe umfaßt, daß kein Verhältniß seine Treue lösen, keine Zerstreuung ihn für ihre Gegenwart entschädigen kann, und ungehindert von Zeit und Raum die innig verbundenen Geister sich wie gegenwärtig erkennen, und mit unsichtbaren Armen umfassen!

Ob seine Verlobte dieses Glückes genießt? So empörend, so widernatürlich es wäre, wir werden

es bald erfahren. Ich habe sogleich nach meiner Ankunft selbst an Dumesnard geschrieben — der Umgang durch Dich war mir zu weit, und daß er im Geheimniß ist, muß ich wissen — und ihm aufgetragen, alle Briefe, welche an Lucien Florheim auf der Post zu O...g ankämen, sich zu verschaffen, sie zu öffnen. — das versteht er ja? — und keinen von Alphons an sie gelangen zu lassen. Eben so sind meine Maßregeln hier genommen. Hierzu ist nur Geld nothwendig, und bereite Hände, die jenes erkauft. An Beyden soll es nicht fehlen. So wird denn der Briefwechsel, wenn einer unter ihnen herrscht, bald in meinen Händen seyn, und ich werde erfahren, ob es der Schmerz um jenes unbedeutende Geschöpf ist, was so gewaltig auf diesen Geist zu wirken, und die Freyheit seiner Gefühle zu lähmen vermag. — Und wenn es so wäre? Was dann?

Noch habe ich mir dieß dann nicht recht klar gemacht. Ich will es nicht. Schrecklich wäre es auf jeden Fall für mich, vielleicht auch für ihn. Ich weiß nicht, zu was ich mich entschließen würde, und so will ich dem widrigen Geschick nicht vorgreifen. Laß die Zeit kommen, wie den Tod! Daran vorzudenken, ist schreckhaft. Wenn sie da ist, wollen wir uns gebähr-

nicht bloß alte Bande ehrte, die zu verletzen ihm seine Rechtlichkeit verbeuth?

Diese Fragen und alle möglichen Antworten, welche meine Phantasie mir in Unzahl, um mich zu quälen, erschafft, halten mich in beständiger Spannung. Es gibt Augenblicke, wo Alphonsens finstere Trockenheit und mein sinkender Muth mich an jedem glücklichen Ausgange verzagen heißen, wo ich im Begriffe stehe, Postpferde zu bestellen, und fort in die weite Welt zu fahren. Nur nicht nach Hause! Nur nicht dahin, wo jede Stelle mit Erinnerungen an ihn besetzt ist, und er mir überall fehlt!

Wie beneidenswerth ist das Loos jener glücklichen Geliebten, die die Ferne kaum von dem Freunde ihres Herzens trennt, die auch, wenn weite Räume zwischen ihnen liegen, in der stillberuhigten Brust fühlen, daß der Abwesende sie jeden Augenblick mit der gleichen Liebe umfaßt, daß kein Verhältniß seine Treue lösen, keine Zerstreuung ihn für ihre Gegenwart entschädigen kann, und ungehindert von Zeit und Raum die innig verbundenen Geister sich wie gegenwärtig erkennen, und mit unsichtbaren Armen umfassen!

Ob seine Verlobte dieses Glückes genießt? So empörend, so widernatürlich es wäre, wir werden

es bald erfahren. Ich habe sogleich nach meiner Ankunft selbst an Dumesnard geschrieben — der Umgang durch Dich war mir zu weit, und daß er im Geheimniß ist, muß ich wissen — und ihm aufgetragen, alle Briefe, welche an Lucien Florheim auf der Post zu D...g ankämen, sich zu verschaffen, sie zu öffnen — das versteht er ja? — und keinen von Alphons an sie gelangen zu lassen. Eben so sind meine Maßregeln hier genommen. Hierzu ist nur Geld nothwendig, und bereite Hände, die jenes erkauft. An Beyden soll es nicht fehlen. So wird denn der Briefwechsel, wenn einer unter ihnen herrscht, bald in meinen Händen seyn, und ich werde erfahren, ob es der Schmerz um jenes unbedeutende Geschöpf ist, was so gewaltig auf diesen Geist zu wirken, und die Freyheit seiner Gefühle zu lähmen vermag. — Und wenn es so wäre? Was dann?

Noch habe ich mir dieß dann nicht recht klar gemacht. Ich will es nicht. Schrecklich wäre es auf jeden Fall für mich, vielleicht auch für ihn. Ich weiß nicht, zu was ich mich entschließen würde, und so will ich dem widrigen Geschick nicht vorgreifen. Laß die Zeit kommen, wie den Tod! Daran vorzudenken, ist schreckhaft. Wenn sie da ist, wollen wir uns gebühr-

den, wie wir können, sagt Clärchen im Egmont. Es war auch ein Bürgermädchen, und ihre kleine Stube der Himmel, seit Egmonts Liebe darin wohnte. Aber das Bürgermädchen mußte thun, was sie konnte, wenn das gewaltige Geschick, das den fürstlichen Geliebten von ihr riß, über sie hereinbrach. Die Fürstinn kann thun, was sie will, wenn das ganze irdische Glück des Unterthans in ihres Vaters Hand liegt, und es nur von einigen gehörigen Winken abhängt, ob das Geschick des Gehaßten, oder Geliebten, selig, oder elend seyn soll.

Du siehst, es schwebt mir Manches, was zu thun wäre, klarer oder trüber vor. Schmach leiden werde ich auf keinen Fall. Liebt er Lucien wirklich, so mag er zittern! Seine gewissenhafte Rücksicht für alte Bande will ich großmüthig nachsehn; anständige Procedés gegen die einst Gewählte und Geliebte will ich verzeihen, ja auf gewisse Weise ehren. Aber Leidenschaft? Dort, wo es in seiner Macht gestanden hätte, etwas ganz Anderes zu besitzen? — Das darf, das werde ich nicht mit schwacher Edelmüthigkeit gelassen ansehn.

Zwey und dreyßigster Brief.

Eduard von Neuenbach an Raphael.

D..g, den 4. März 1809.

Du hast lange nichts von mir gehört, Raphael! Es hat mir an Zeit wie an Fassung zum Briefschreiben gefehlt. Welche ängstlichen Tage habe ich durchlebt! — Durchlebt? Ach nein, in Schmerzen durchgezittert! Lucie war schwer krank, dem Tode nahe. Diese wenigen Worte enthalten die vollgültigste Erklärung meines Schweigens.

Du erinnerst Dich aus meinen letzten Briefen, die freylich mehr als zwey Monathe alt sind, der Mißverständnisse, welche sich zwischen Lucien und ihrem leichtsinnigen Freund zu erheben anfingen. Sie waren zwar wohl damahls im eigentlichsten Sinne keine Mißverständnisse mehr zu nennen; sein Wankelmuth lag offen vor jedem Blick, nur vor dem Luciens nicht, die mit der Angst der Ver-

zweiflung den letzten sterbenden Hoffnungsstrahl bewachte, und an dessen Verschwinden weder glauben konnte noch wollte.

Aus Dumesnards Erzählungen, so wie aus Nachrichten ihrer Tante, welche mit einer Jugendfreundinn am Hofe zu K... in beständigem Briefwechsel steht, war es uns gewiß geworden, daß Elmwald nicht allein in Paris war, daß ihm die Herzoginn nachgefolgt sey, dort im strengsten Incognito mit ihm lebte, er täglich bey ihr war, mit ihr soupirte, und ihr Haus selten vor Mitternacht verließ. Zwey Briefe erhielt Lucie noch von ihm aus diesem Aufenthalte verbothner Liebe und Freude. Sie enthielten allgemeine Betheurungen und Klagen; von der Anwesenheit der hohen Geliebten — von den geheimen Ergötzlichkeiten kein Wort! Wohl mag sichs der Verräther nicht haben träumen lassen, daß, was er schlau gekartet, zweyhundert Meilen weit davon doch bekannt, der Schleyer von seinen Ausschweifungen gerissen, und der Heros zu einem gewöhnlichen Weltmenschen werden würde, dem Vortheil oder Lust das einzige Gesetz, und Klugheit die einzige Tugend ist.

Endlich blieben die Briefe ganz aus. Lucie schrieb zwey, dreymahl, es kam keine Antwort. Wir erkundigten uns unter der Hand nach seinem

Befinden. Lucie hatte die Freyheit, zwischen Krankheit oder Treubrüchigkeit zu wählen. Die Antwort fiel so aus, wie ich es erwartet hatte. Er war sehr vergnügt, sehr gesund, und unterhielt sich mit der Fürstinn aufs angenehmste. Nun war wohl kein Zweifel mehr möglich, und der Verrath entschieden.

Wenn Du die ungeheure Gewalt gesehen hättest, mit der ihre Seele sich beherrschte, den Schmerz bezwang, der, wie man wohl sah, ihr Innerstes durchwühlte, und ein hartnäckiges Stillschweigen über den Quell desselben beobachtete! Dennoch errieth mein Herz jede Regung des schwerverletzten Gemüthes in ihren streng beherrschten Zügen. Wie hätte sie's auch vermocht, der treuesten, sorglichsten Liebe hier ein Geheimniß zu unterschlagen! Ich sah sie leiden, ich litt mit ihr, und obwohl ihr ernstes Verstummen jede offene Theilnahme verwehrte, verrieth sich meine Sorge um sie unwillkührlich in meinen Blicken, im Ton meiner Stimme, vielleicht in unbeachteten leisen Äußerungen, die das empfängliche Gemüth des Leidenden erkennt, und dankbar aufnimmt. Sie näherte sich mir in diesen trüben Tagen sichtbar. Ich fühlte es wohl, und pries mein Geschick, das mir das schöne Vorrecht gegeben hatte, die-

sem Engel zu einigem Trost zu seyn. Ich strebte — nicht sie zu zerstreuen, aber sie zu erheitern. Ach, wer die Heiligkeit und Unheilbarkeit des Schmerzens verkannter Liebe erfahren hat, kann wohl an jenes Gelingen nicht glauben! Aber ich ließ sie den mitfühlenden Kummer eines warmen und bescheidenen Herzens sehen, ich war ihr treuer, rücksichtsloser Freund, ihr Bruder, und es gelang mir endlich, sie zu sanften Klagen über allgemeine Gegenstände des menschlichen Leidens zu bringen. Ich sah ihre Thränen bey vorgeblich fremdem Unglück fließen, ich schien nicht zu ahnen, wen sie beweine, und genoß die Beruhigung, ihr schwergepreßtes Herz auf Augenblicke erleichtert zu sehen.

So ging unser wehmüthiges Leben einige Wochen hin. Sie waren in dem stillen tiefen Genuß, den sie mir gewährten, doch Vorbothen eines furchtbareren Sturmes. So geht vor den Gewittern des Sommers eine trübe Stille voraus, in der kein Lüftchen säuselt, kein Blatt sich regt, und die Stimme der Freude in der Natur verstummt.

Ihr kleinster Bruder, Gustav, ein holdes Kind von sechs Jahren, that einen schweren Fall beym Gleiten auf dem Eise mit den übrigen Schulknaben. Man brachte ihn bewußtlos nach Hause. Zu ihrem Unglücke war Lucie die erste, die den Leuten

begegnete, welche das bleiche, ohnmächtige Kind trugen. Gustav war ihr Liebling gewesen; sie hatte ihn die Mutter, die er ungekannt verloren, nie vermissen lassen. Sie erschrack tödtlich, ihre gereizte Phantasie mahlte ihr das Entsetzlichste vor; für sie war der Knabe todt. Dennoch verließ sie in diesem furchtbaren Augenblick die Gewalt über sich selbst nicht; sie leistete Hülfe, sie machte Anstalten. Das Kind erhohlte sich, es war mehr erschrocken als schwer verletzt, und vermochte nach zwey Tagen schon aufzustehn. Lucie hatte sein Bettchen nicht verlassen, als in so weit sie die Sorge für das Haus abrief, sie hatte ihm jede Hülfe gereicht, die Nächte bey ihm verwacht, und wahrscheinlich in Thränen, die dann ungesehn um so bitterer flossen! Am vierten Tage, als der Knabe schon wieder fröhlich spielte, sank sie plötzlich ohnmächtig zusammen. Man brachte sie auf ihr Bette, die gewaltsam gehaltene Kraft war gebrochen; wie sterbend hatte sie ohnedieß in den letzten Tagen seit Gustavs Unfall ausgesehen, aber alle Ermahnungen, sich zu schonen, in den Wind geschlagen. Ach, es war, als wollte sie ihrer Schwäche trotzen, und eine Catastrophe herbeyführen, die dem langen Schmerz ein Ende machen sollte!

Sie erwachte erst nach Stunden, und ein wü-

haben. Mit rührender Erkenntlichkeit nahm sie jede Gefälligkeit an, erinnerte sich an jedes Opfer, das ihr Eins oder das Andere in ihrer Krankheit gebracht hatte, erzählte von dem Kummer, den wir um sie ausgestanden, von mancher Äußerung, die wir uns, in der Meinung, sie vernähme es nicht, über sie erlaubt, und die dennoch, wenn sonst nichts ihr Bewußtseyn berührte, tief in ihr Herz gedrungen war, und hauchte gleichsam alle Kraft ihres Wesens in Dank und Liebe aus.

Auch mich umfaßte ihr schönes, nur für Anderer Wohl glühendes, Herz mit erhöhter Wärme. Ich fühle es wohl, ich bin ihr näher gerückt. Sie glaubt sich mir tief verpflichtet, so wie allen Übrigen, und dieß Gefühl drückt ihre reine Seele nicht; denn sie ist sich des Willens wie der Kraft bewußt, im vorkommenden Fall eben das zu leisten, was sie empfangen, und mehr! So bewegt sich ihr Geist leicht und anmuthig in den zarten Banden, welche die letzten Ereignisse um sie geschlungen haben, und unser Leben wäre ein himmlisches, wenn man nicht in ihren Blicken, im Ton ihrer Stimme so deutlich erkennte, daß ihr Herz gebrochen ist!

Raphael! Mein Innerstes lodert in gerechtem Zorne auf gegen den Verräther, der ein solches Herz zu besitzen von der günstigsten Laune des Geschickes

bestimmt war, und es achtlos fallen lassen, oder der Eitelkeit opfern konnte! Wenn es je erlaubt ist zu hassen, so ist es mir in diesem Falle gegen den unwürdigen Höfling erlaubt. Wie selig hätte er seyn, und sie machen können! Und was hat er gethan? O Freund! Wenn ich mir in mancher einsamen Stunde das Bild meines Lebens an ihrer Seite, in ihrer Liebe ausmahle, wenn ich bedenke, wie glücklich mich jetzt schon ihre erhöhte Freundschaft macht, und berechne, was es wäre, sich von diesem Herzen mit zarter Schwärmerey umfaßt, von diesen Blicken mit Liebe gesucht, von dieser Stimme mit süßen Lauten gerufen zu wissen — dann erzittert meine Seele, Feuer durchlodert meine Adern, und ich muß mich gewaltsam von den Bildern losreißen, um nicht in Gluth und Schmerz zu vergehen.

Es ist jetzt die Rede davon, daß die Mädchen und der kleine Gustav mit einer bejahrten Verwandten, sobald es die Witterung erlaubt, auf's Gut gehn sollen, damit Lucie sich dort erhohle. Wenn das geschieht, so werde ich sie zwar nicht mehr so oft sehen, wie jetzt; aber meine stillen Freuden sollen mir doch nicht um Vieles verkümmert werden. Alle Sonnabend, wenn die Briefe expedirt sind, wird mein treues Roß mich zu ihr tragen; in anderthalb Stunden raschen Rittes kann

ich auf den Seitenwegen des Gebirges dort seyn. Ich bringe dann den ganzen Sonntag, und wohl auch den größten Theil des Montags in den Freuden des Landlebens, in einer anmüthigen Gegend, bey ihr zu, sehe an ihrer Seite das Erwachen des Frühlings, sehe ihr krankes Herz in den milden Umgebungen der Natur, der Freundschaft und Liebe sich heilen, darf auch meinen Theil dazu beytragen, sie trösten, beruhigen, und einen himmlischen Lohn darin finden, wenn ihr Blick mir wieder heiterer strahlt, und ein sanftes Lächeln um die feinen Lippen mir sagt, sie fühle sich minder gedrückt, als vorher!

Arm in Arm werde ich mit ihr die aufblühenden Wiesen durchwandeln, die schönsten Blumen für sie suchen, in junge Schatten des knospenden Waldes, wo es wie ein zarter grüner Schleyer die weichen Äste überwallt, sie führen, aus kühlen Brunnen ihr einen Labetrunk schöpfen. Dann blickt sie freundlich empor, ihr mildes Auge lächelt, ihr Mund öffnet sich zu holden Worten des Dankes, die Luft schweigt in den Zweigen, um dem Ton ihrer Stimme zu lauschen, die Vögel flattern hernieder — denn die Gottheit des Hains ist erschienen — sie fühlt in der reinen Brust die zarte Liebe, welche in der meinen sich für sie regt, und die zu Lust und Leben er-

wachende Natur um uns her, der Gesang der liebejauchzenden Vögel, und die Gluth, die alle Wesen durchströmt, erhöhen auch das Leben in ihren Adern, ihr Blut wallt rascher, ihr Herz, so lange gedrückt und verletzt durch Kälte, schwillt in schmerzlicher Sehnsucht empor, ihr Blick fällt auf den Freund, der, seines ganzen Wesens entäußert, nur für sie, in ihr sich fühlend ihr zur Seite steht, sie seufzt, ich stürze zu ihren Füßen — —

O Raphael! Wohin führt mich meine schwelgende Phantasie? Du wirst lächeln, mich wieder einen Träumer schelten, und ich sollte wohl ausstreichen, was ich im wilden Flug der Einbildungskraft geschrieben. Aber — mag es stehen bleiben! Du darfst den Freund auch in seinen Thorheiten und Schwächen kennen!

Drey und dreyßigster Brief.

Alphons Elmwald an seinen Bruder.

Paris den 18. Aprill 1809.

Es ist entschieden. Sie hat sich losgerissen. Vier Monathe habe ich keine Antwort. Nur auf meinen ersten Brief bekam ich einen von ihr. Es war der letzte, und alle Versuche, auf den verschiedensten Wegen an sie zu schreiben, wovon einige ihren Zweck, wie ich gewiß weiß, erreicht haben, sind ohne Erfolg geblieben. Durch Dich und Andere erfuhr ich, daß sie schwer krank war, daß der junge Mann, welcher in ihres Vaters Hause lebt, sie gepflegt, daß er sie auf's Land begleitet, wohin sie jetzt geht, um ihre Gesundheit herzustellen, und daß die Stadt ihn ihren Verlobten nennt. Der Vater wünscht die Verbindung, Lucie selbst ist Neuenbach immer gut gewesen, und daß er sie

liebt, habe ich beym ersten Anblick erkannt. Kann ich wohl noch zweifeln?

Ich schreibe Dir das Alles klar und ruhig hin. Wie es mit dieser Ruhe beschaffen ist, mußt Du nicht fragen. Laß mich selbst darüber nicht nachdenken! Gar nichts denken zu dürfen, hinzubrüten in Todesschlaf, wäre Wohlthat. Sie wird mir nicht. Grausam reißt eine feindliche Wirklichkeit mich aus meinem düstern Versinken empor, in dem ich allein leben kann, weil ich doch leben muß. Jeder Laut, jeder Blick überzeugt mich von meinem Unglück. Warum muß ich erwachen!

Meine Seele war Eins mit ihr. Ich glaubte es auch im umgekehrten Sinne. Daß sie sich losreissen, und mich vergessen konnte, beweißt, daß dieß ein Wahn war. Aber daß jeder Theil meines Wesens auf seine Art schmerzlich dadurch verletzt ist, das wird mir nur zu klar. Ich war seit mehr als fünf Jahren gewohnt, mich als Ein Wesen mit ihr zu denken, auf eine künftige, wenn auch nicht ganz nahe, untrennbare Verbindung für's Leben mit ihr zu rechnen, und ich kann mich auch jetzt noch an keine andere Richtung meiner Gedanken gewöhnen. Was habe ich nicht in der letzten Zeit gelesen, gearbeitet, gethan, und mich wie toll in dem Wirbel der Zerstreunngen, die diese

Stadt auf jeden Schritt biethet, herumgetrieben?
Ich habe als ein Mann kämpfen und abschütteln
wollen, was, ihrerseits treulos abgelöst, nun von
selbst, gleich einem welken Laub abfallen sollte. Es
geht nicht! Nach drey Monathen stehe ich auf dem-
selben Puncte, von dem ich ausging. Ich kann
nicht von mir selbst scheiden; so kann ich es auch
nicht von einer Neigung, die eins mit diesem Selbst
geworden.

Ich begreife, wie Alles gekommen ist. Klatsch-
hafte Zwischenträgerey hatte sie auf eine unwürdi-
ge Art von dem Verhältniß der Herzoginn zu mir
unterrichtet, ehe ich es ihr entdecken konnte. Da-
mahls war Mißtrauen in ihre Brust eingezogen,
welches mein offnes Geständniß nicht mehr beseiti-
gen konnte. Indeß thürmten sich Schwierigkeiten
auf Schwierigkeiten. Neuenbachs Leidenschaft lehr-
te ihn die Vortheile klug gebrauchen, die meine un-
günstige Lage ihm über mich gab. Der Vater mag
ihr zugeredet, in sie gedrungen haben. Ein neuer
Unfall riß mich von meiner alten Bahn weg hier-
her; die Fürstinn folgte mir unglücklicherweise. Es
ist nicht zu zweifeln, daß man Lucien auch hiervon
unterrichtet haben wird. Verlorner Glaube, gekränk-
te Liebe auf der einen, zärtliche Bewerbung und väter-
liches Ansehn auf der andern Seite, mögen eine Weile

gekämpft haben; die Gegenwart voll Leichtigkeit, heiterer Ansicht und froher Hoffnung hat den Sieg über die dunkle schmerzvolle Vergangenheit davon getragen. Was läßt sich im Grunde dagegen sagen? Bey tausend gewöhnlichen Mädchen würde dieß Betragen keinen Tadel verdienen; man müßte es klug, besonnen nennen. Bey Lucien ist es anders. Sie hätte nicht wanken, sie hätte mir allein glauben sollen!

Daß sie nicht antwortet, kommt von der sehr natürlichen Befangenheit her. Es quält sie, mir das alles zu sagen, mir selbst anzukündigen, daß die todten Bande sie nur drücken können, daß sie sich scheut, die Förmlichkeit des Schwurs zu brechen, der sie allein noch hält, daß sie wünschte, frey zu seyn, und nicht den Muth hat, es mir gerade zu gestehen. Doch nein. Sie soll unter diesen gestörten Verhältnissen nicht leiden. Ich weiß nicht, wie lange mein Aufenthalt hier sich noch hinausziehen kann. Es wäre dann auf jeden Fall unredlich, bey neuen Hindernissen, und so weiter Entfernung sie nicht wenigstens zu fragen, ob sie noch ausharren, oder ob sie ihre Freyheit zurück nehmen wolle? Sie müßte dann entscheiden. Von mir kann niemahls die Rede seyn. Mein Schicksal ist für ewig ausgesprochen. Nun wird zwar jene Entscheidung sie keinen Kampf kosten; aber die Form wird beobachtet, und ihr Gewissen beruhigt seyn.

Vier und dreyßigster Brief.

Gräfinn Herminie von S** an den Chevalier Dumesnard.

Rettlingen den 19. Aprill 1809.

Vor acht Tagen erhielt ich Ihr ansehnliches Paket aufgefangener Liebesbriefe, den ganzen Roman jenes Alphons mit dem gefürchteten Bürgermädchen. Sie haben Ihre Sachen klug gemacht. Der zärtliche Ritter scheint eine Ahnung von den Nachstellungen gehabt zu haben, welche seine Briefe erfuhren, und darum die Strahlen seiner Liebe von mehreren Seiten aus auf den Brennpunct seiner Leidenschaft fallen gelassen zu haben. Da sind Einschlüße, andere Aufschriften u. s. w. Wahrlich, eine erbauliche Sammlung für Alexandrinens Hoffnungen! Ich sende sie ihr nicht, wenigstens jetzt nicht; denn ich habe keine Ursache, sie zu kränken, aber wohl hundert, sie zu schonen; und geschont

würde sie wahrlich nicht durch den Ton der glühendsten Leidenschaft für eine Andere, und durch manchen Seitenblick auf sie selbst, wie schonend und rücksichtsvoll dieser auch seyn mag. Das Depot bleibt daher in meiner Hand, ein Pfeil, der vielleicht einst zu rechter Zeit abgeschossen werden kann, wenn irgend eine fürstliche Laune oder Leidenschaft sie vergeßen machte, daß sie mich einst ihre Freundinn genannt, ja mir die Rechte einer solchen eingeräumt, oder wenn sie meiner einst nicht mehr zu bedürfen glaubte. Jetzt würde die Mittheilung derselben auch nur Öhl in die Flamme ihrer Liebe und Rachgier gießen.

Ich gestehe Ihnen, daß diese Briefsammlung mir in meiner, nicht eben angenehmen Einsamkeit, eine wahre Freude, eine willkommene Zerstreuung war. Rückgekehrt aus dem warmen lebensvollen Italien, wo bereits der Frühling in aller seiner Pracht herrschte, an meinen nordisch heimathlichen Herd, wo noch Schnee und Frost mich empfingen, und ein loderndes Kaminfeuer die Kälte der unwirthlichen, so lange leer gestandenen Mauern kaum zu verbannen vermochte, wo, ärger als alle Unfreundlichkeit der Jahreszeit, die unfreundlichen Streitigkeiten und Prozeßgeschichten meiner warteten, ließ die Lectüre jener Blätter mich zu-

weilen in ihrer sonnigen Wärme und schönen Lebensgluth die kalte Gegenwart um mich vergessen. Der Geist, der aus diesen Briefen spricht, hat mich ergriffen, und ich gestehe es, er hat in mir ein Gefühl des Mitleids mit dem unglücklichen Paar erregt, in dessen ruhig bürgerliche Lage die ungemeßnen Ansprüche unsrer Fürstinn wie ein Comet verderblich hinein traten. Es muß nicht übel seyn, sich von einem Manne, wie dieser Elmwald, lieben zu lassen, dessen Herzenswärme überhaupt in unserer erstorbenen Zeit wie eine Art von Phänomen einzig da steht. Ich begreife nun wohl, daß er tiefen Eindruck auf Alexandrinen machen mußte. Aber auch das Mädchen — nehmen Sie mirs nicht übel, wenn ich Ihrer scheinbaren oder wahren Ansicht widersprechen muß! — auch das Mädchen kann nach der Art, wie dieser Alphons für sie fühlt, und mit ihr spricht, kein gewöhnliches, und kein so unbedeutendes Geschöpf seyn, wie Sie sie schildern.

Dem sey nun, wie ihm wolle, das Pärchen ist entweder schon getrennt, oder wird es nächstens. Diese Verzweiflung aber, die nicht in jammernden Klagen, nur in einzeln dunkeln Lauten sich ausspricht, dieß Aufgeben aller Hoffnungen für das ganze Leben, ist ein Seelenzustand, der zu

heftig wirkt, um lange zu währen. Der unglückliche Liebhaber muß sich entweder erschießen, oder bey einer Andern trösten; und die hat er ja gleich in der Nähe.

Bis jetzt indessen scheint dieser noch kein Strahl von Hoffnung zu dämmern; vielmehr ist sie höchst entrüstet, und spricht von Haß und Verfolgung gegen den, der doch der unumschränkte Gebiether ihres ganzen Wesens, der Mittelpunct aller ihrer Gedanken ist. Es ist aus jedem Briefe sichtbar, wie sie an ihm hängt, und seine Ansichten, ja seine Winke, gleich denen des Magnetiseurs auf seine Kranke, mit unwiderstehlicher Gewalt auf sie wirken. Zu wie manchem hat er sie nicht schon gebracht, und ohne daß er's verlangte — er dachte wohl nicht daran! — sondern nur, weil er von seinen Ansichten über diesen oder jenen Punct sprach. So hat sie ihre regellose Tagesordnung eingestellt, wacht und schläft zu gewöhnlichen Stunden, reitet nicht mehr wüthend, besteigt kein Cabriolet, kurz, fügt sich in ein häuslich stilles Geleise, wahrscheinlich wie er es an Frauen seines Standes zu sehen gewohnt ist, und liebt. Und nicht bloß auf ihre Lebensweise, auch auf ihre Meinungen wirkt dieser Umgang ein. Mit Erstaunen entdecke ich in ihren Briefen Spuren von Ansichten, die ich früher nie

bey ihr gekannt, und die nur von diesem Schwärmer herrühren können.

Sie sehen, die Sache ist weit gediehen, das Übel sitzt tief, und es ist durchaus nöthig, daß hier bald so oder so ein Ende gemacht werde. Was ich kann, will ich beytragen; denn ich will mir Alexandrinen verpflichten, deren Gunst und Einfluß mir in meinen verwickelten Verhältnissen jetzt von großem Nutzen seyn können. Das darf ich Ihnen wohl sagen; Sie verderben mir mein Spiel nicht, wäre es auch nur darum, weil es Sie unterhält, sich wie in einer Comödie an der Leitung der Intrigue zu ergötzen. Ihnen sind die Menschen Schauspieler oder gar Marionetten, die Geschichte eine Farce, und der Klügste der, der unbemerkt in der Scene stehend, die Faden lenken, und die Puppen tanzen lassen kann, wie er will.

Fünf und dreyßigster Brief.

Lucie Florheim an Rosalinden.

Erlhof, den 25. Aprill 1809.

Ich bin auf dem Lande. Hier soll ich mich erhohlen, und ich fühle auch, daß meine Kräfte mit jedem Tag mehr und mehr wiederkehren, und meine Gesundheit sich bessert. Darüber freuen sich Vater, Geschwister und Freunde. Ich allein in geheimem Grauen meiner Seele kann mich nicht darüber freuen. Warum bin ich zum Leben wieder erwacht? Warum hat so viele Liebe und Sorge meiner treu gepflegt? Wahrlich es lohnte der Mühe nicht! Die Vergeßne, Aufgeopferte hätte unbedauert sich in ihre dunkle Schlafstelle legen, und erst jenseits, wo Schmerz und Krankheit, wie die Hülle des Schmetterlings, sich von ihr abgestreift hätten, in's ewige Morgenroth erwachen sollen. Dort, Rosalinde,

wird es schön seyn, dort, wo Licht und Klarheit uns von außen und innen umstrahlen, wo kein Zweifel, wie kein Schatten, mehr statt findet. Dort werde ich einst auch Alphons begegnen. Er hat an mir nicht recht gehandelt. Ich habe ihm verziehen. Ich werde ihm dort nicht ausweichen, wie Dido dem Verräther Äneas; denn mich lehrt mein Glaube lieben und vergeben. Es ist auch nicht schwer, es ist vielmehr süß, dieß Geboth zu üben, und ich thue es mit voller Seele. Ich kann ja gar nicht anders; denn mein Leben und meine Liebe für ihn sind seit langen Jahren Eins bey mir. Besitzen sollte ich ihn nicht, das war im Rathschluß der Vorsicht beschlossen; aber lieben muß ich ihn, so lange ich lebe, und bin. Und seyn werde ich, das steht trotz aller Einwendungen bey mir fest; seyn werden wir, wenn auch diese Bedingung des Daseyns, welche wir hiernieden Leben nennen, aufhört, und einer neuen Umstaltung unseres Wesens Platz macht.

Über diesen Gegenstand entspinnt sich oft ein Streit zwischen Neuenbach und mir. Er ist, wie viele junge Leute, und besonders Dichter, der neuen Schule ergeben; er streift an Mysticismus, oder vielmehr, in seinem Geiste hat sich ein wunderliches Gebäude von Mystik, Philosophie, Vernei-

nung und Schwärmerey aufgeführt, das sich ziemlich gut anhört, mir aber im Grunde voll Lücken, und für wahre Gemüthsruhe, wenn einmahl rechte Stürme hereinbrechen, nicht wohl hinreichend scheint. Sein ewiges Absolutes, sein Zergehen im Unendlichen, sein Aufgeben aller Persönlichkeit — es klingt, als ob es Etwas wäre; genau untersucht gibt es, mir wenigstens, keine Befriedigung, und in einem trostlosen Kreise kehren dieselben Ideen und Zweifel bey mir wieder. Ach, ich brauche Trost! Das ist es eben. Darum klammert sich mein Herz mit warmem Glauben an das Positive. Er schwärmt, und gefällt sich in dem, was er seinen Schmerz nennt. So genügt ihm ein geschwärmtes System. Er findet den Gedanken, seine Persönlichkeit zu verlieren, schön, erhaben; ich finde ihn trostlos, denn mir übrigt hier nichts mehr. Was ich noch zu hoffen habe, muß ich von dort erwarten, wo aller Kampf Friede, alles Mißverständniß Klarheit, und die hier Getrennten in heiliger Liebe des höchsten Guten vereinigt seyn werden.

Welcher Unterschied ist auch hier zwischen Eduard und Alphons! Dieser mit der starken Seele hielt fest am Glauben; er war klar, und aus dieser Klarheit und Kraft seines Wesens ging seine Tugend und Religion hervor, wie ein kräftiger Baum

aus gesunder Wurzel. Ich konnte mich an ihm halten; seine Erhebung trug mich auf Adlersflügeln zur Gottheit empor. Hier muß ich ewig mißbilligen, bekämpfen, und wenn ich nicht selbst mit versinken will, den unstät wankenden Freund in seinem Labyrinthe allein lassen. Es mahnt mich eben Alles an das, was war, und nicht wieder kommt, und noch einmahl muß ich seufzend sagen: Warum bin ich nicht gestorben! Dann hätte mein Geist ihn umschwebt, ich hätte ihn bewacht; vielleicht sänke er dann nicht so tief in die Fallstricke der gefährlichen Frau, die seine niedern Kräfte und Regungen gegen jedes Höhere, gewiß wider seinen innersten Willen, zum Kampfe aufruft.

Die Fürstinn hat ihn immer um sich, er begleitet sie überall; er wird mit ihr, wie man sagt, eine Reise in's südliche Frankreich machen. Mir schreibt er gar nicht mehr. Seit drey Monathen habe auch ich, nach manchem vergeblichen Versuche, keinen Brief mehr abgesandt. Geschrieben habe ich deren Viele, bis ich krank wurde; und nun ich anfange zu genesen, setze ich meine nicht erwiederte Correspondenz mit dem unbewußten Freund fleißig fort. Nach meinem Tode soll er Alles bekommen. Es soll ihm nicht wehe thun. Ich habe es schon so eingerichtet. Er soll nur mit sanfter Wehmuth mei-

ner denken, und wissen, daß ich ihm treu blieb, daß ich mich durch meinen Schwur nicht bloß der Form, sondern dem Wesen nach für gebunden hielt. Er scheint anders zu denken, er hat meiner wohl über neuer Liebe vergessen; aber er hat seinen Schwur nicht eigenmächtig gelöset. — Wozu diese Beobachtung von Äußerlichkeiten, wenn der Geist, der den Bund belebte und hielt, entflohen ist? Es wäre mir beynahe lieber, wenn er sein Wort zurücknähme, und frey dem freyen Triebe folgte, der ihn seit einem Jahr in entgegengesetzter Richtung von mir hinwegzieht.

Doch ich hatte mir vorgenommen, nicht von ihm zu schreiben. Ich hatte mir's überhaupt lange zum Gesetze gemacht, über diesen Gegenstand mit Niemand, auch mit Dir nicht, und kaum mit mir selbst zu reden. Jenes Auf- und Abwogen zwischen Glauben und Zweifel hatte meine Kräfte aufgerieben, und mich dem Tode nahe gebracht. Auch in der Krankheit waren jene Bilder und Gedanken der Gegenstand meiner Phantasie, und meiner Qual. Aber in die tiefste Stufe des Übels hatte Gottes Vaterliebe den Keim der Heilung gelegt. Die auf's höchste gespannte Kraft sank zusammen, ihre Heftigkeit brach sich, regungslose Unbewußtheit fesselte die äußern Sinne, bis mit dem ersten Erwachen des Lebensfunkens auch Ergebung und Entsagung

in der müden Natur sich einfanden. Ich opferte Gott Alles, was ich gelitten, was ich noch leiden sollte, ich beugte mich unter seiner züchtigenden Hand, und entsagte einem Glücke, das mit seinen heiligen Rathschlüßen nicht übereinstimmend scheint. Da Gott mir ihn nahm und das Leben ließ, glaube ich zu erkennen, daß ich noch für Andere zu wirken bestimmt bin. Aber die Bedeutung meines Daseyns ist verloren. In der klaren Ansicht, daß Ergebung das Einzige ist, was mir zu üben übrig bleibt, lernte ich nun mich fassen, und erkennen, daß, nachdem ich über's Ganze im Reinen bin, es thöricht wäre, über einzelne Theile meines verlornen Paradieses mich in unnütze Klagen zu verlieren. Ich nahm mir das um so mehr vor, als solche Erinnerungen, wenn sie recht lebhaft wurden, mir mehr als einmahl körperliche Leiden zuzogen, und meine Lieben in Sorge versetzten. Aber ungehorsam schweift dennoch zuweilen die Phantasie in die Gefilde verbothener Seligkeit zurück, und weidet sich mit schmerzlicher Lust an ehemahligen Freuden.

She makes a scourge of past prosperity
To sting thee more, and double thy distress. *)

Wie wahr ist dieser Ausspruch des englischen Dichters!

---

*) Young.

Neuenbach hat sich während meiner Krankheit unauslöschliche Ansprüche an meine Dankbarkeit, wie an mein Wohlwollen erworben. Kein Bruder, ich muß leider sagen, kein zärtlicher Gemahl hätte mehr für das Weib seiner heißesten Liebe thun können. Mit so viel Bescheidenheit als Zartgefühl machte er keinen seiner Dienste geltend, und war glücklich, wenn ich mir seine Opfer freundlich gefallen ließ, was mir noch rührender war, als alle Dienste und Opfer. Jede Verschlimmerung oder Verbesserung meines Zustandes spiegelte sich treu und sichtbar in seinen Zügen, und zeugte von der Gewalt, mit welcher seine Seele jeden Anschein von Furcht oder Hoffnung ergriff. Jetzt sind wir auf dem Lande. Er besucht uns oft, er begleitet, er belebt, kann ich wohl sagen, unsere einsamen Spaziergänge, unsere stillen Abendstunden. Er ist ein vorzüglicher Mensch. Ich muß ihn achten, wenn ich anders für das Gute Gefühl und Würdigung haben kann; aber, ach Rosalinde! dieses eigensinnige Herz kennt nur Ein Ideal männlichen Werthes, und Neuenbach gleicht diesem nicht. Das ist der ganze Vorwurf, den ich ihm machen kann. Er würde tausend Mädchen hinreißen, beglücken können: in mir erregen alle seine Vorzüge nur stillen Dank und leise Achtung. Kann ich dafür? Kann

ich mein Herz, das seit Jahren, von einem unwiderstehlichen Zauber ergriffen, verlernt hat, etwas außer diesem schön und würdig zu finden, nun zwingen, sich plötzlich einem fremden Maßstab zu fügen, und lieben zu lernen, was es nur schätzen kann?

Sieh, Rosalinde, wie abermahls die rebellische Phantasie mit der besseren Erkenntniß ungestüm dahineilt. Ich breche ab; denn ich kann doch von nichts schreiben, was mich nicht auf den Einen Gedanken führte.

Sechs und dreyßigster Brief.

Herzoginn Alexandrine von Z** an Gräfinn Herminie von S**.

Paris den 1. May 1809.

Sie muß heirathen, ich sage Dirs. Die Dirne muß ihm auf ewig verloren seyn! Sonst kommt kein Friede, keine Klarheit in sein Herz, und, was ich vorhabe, kann sonst nicht geschehn. Schreibe an Dumesnard! Er hat Sachen von größerer Wichtigkeit unterhandelt, als die Vermählung eines obscuren Geschöpfes ist; er hat Geschäfte siegreich zu Ende geführt, an deren Möglichkeit die Geschicktesten verzweifelten. Wie sollte ihm dieß mißlingen? Was er bedarf, laß ihm auf meine Rechnung anweisen; und daß es sein Nachtheil nicht seyn soll, wenn ich durch ihn meinen Zweck erreiche, das kannst Du ihn aus eigener Erfahrung versichern.

An unserm Hofe ist, Gott weiß wem? der unselige Einfall gekommen, Elmwald ein Geschäft zu übertragen, das ihn für einige Zeit nach dem südlichen Frankreich führt. Es ist genug, daß ich nicht zu Hause war, damit Alphonsens Feinde freyes Spiel hatten. Er war in Verzweiflung, als er, eben in meinem Zimmer, die Depesche erhielt, und erbrach. Der Mann, der sich sonst so streng zu beherrschen vermag, stand wie niedergedonnert, und bedurfte einer Weile, um sich zu sammeln, und Worte zu finden. Das hätte ich nicht erwartet, und sagte es ihm offen. Er sah mich einige Augenblicke starr an, ohne, wie ich glaube, zu verstehen, was ich sprach. Endlich lösete sich seine Erstarrung in einzelne Laute: So weit weg! Und auf so lange Zeit! Nur zu schnell verstand ich den Sinn dieser Worte, und wandte mich beleidigt von ihm ab. Er schien es nicht zu bemerken, schwieg noch eine Weile dumpf, sprang dann auf, und empfahl sich. Ich sah ihm erstaunt nach, ich wollte ihn zurückrufen — er war verschwunden. Fünf Tage blieb er weg. Unpäßlichkeit war der Vorwand, hinter welchem er seine trotzige Entfernung barg. Gestern, als er wieder erschien, fand ich ihn bestimmt, wie immer, und entschlossen, sogleich nach Marseille abzugehen. Das ist nicht nach meinem Sinn. Ich

will ihn nicht von mir entfernt wissen, ihn nicht, außer dem Bereich meines Einflusses, den Erinnerungen an eine nur noch zu lebendige Neigung in seiner Brust überlassen. Ich will mit nach dem Süden Frankreichs, in's Land der Troubadours und der Gaya sciencia, das zu sehen mich lang gelüstet hatte. Aber auf der Stelle abzureisen, ist mir nicht möglich; und so soll er warten, bis ich mit den nöthigsten Voranstalten fertig seyn kann.

Indessen konnte ich aus dem Schrecken, den ihm jene Depesche verursachte, wie aus der dumpfen Ergebung, mit der er sich jetzt in ein unausweichbares Geschick füget, deutlich erkennen, daß der Gedanke, von dem Gegenstand seiner eigensinnigen Anhänglichkeit nun wieder durch einen weiteren Raum und auf längere Zeit geschieden zu seyn, die vorherrschende Qual seiner Brust war. Ich hatte Gewalt genug, ihm dieß nicht zu zeigen; aber ich sehe daraus, wie aus dem Ton ihrer Briefe, die in meinen Händen sind, wie nothwendig es ist, völlig trennende Elemente, die keine Möglichkeit der Vereinigung mehr zulassen, in dieß Verhältniß zu bringen. Was bisher geschehen, die Aufhebung ihrer Correspondenz, und das nachtheilige Licht, in welchem Lucie dadurch vor ihm erschienen, hat nicht so viel bewirkt, als ich hoffte. Es hat nicht

seinen Stolz gereizt; es hat ihn nur tief gekränkt, ohne ihm die Kraft zu geben, sich aus diesen Banden loszureißen. Daher muß man seiner Schwäche zu Hülfe kommen, die freylich in einem Gemüthe, wie das seinige, eine unglaubliche Erscheinung ist, und einen förmlichen Bruch von ihrer Seite veranlassen. Sie soll gezwungen werden, irgend einem andern Freyer, der sich ja bey dem reichen, und, wie Dumesnard berichtet, noch immer hübschen Mädchen leicht finden wird, ihre Hand zu geben; sie muß durch fremde Gewalt, oder eigene Treulosigkeit aus aller Möglichkeit gerückt seyn, Alphons ihre Hand zu geben, wenn er sich für wahrhaft frey halten, und einem neuen besseren Eindruck, der in seiner Brust aufkeimt, nicht länger eigensinnigen Widerstand leisten soll.

Ich kann nicht mehr ohne ihn leben. Ich habe Dir das mehr als einmahl geschrieben. Der Aufenthalt in Paris, wo die Gewohnheit, ihn beynahe täglich zu sehen, tausend zauberische Fäden zwischen uns anknüpfte, macht mir die Vorstellung, ihn zu entbehren, ganz undenkbar, mein Geist faßt sie so wenig als die der Vernichtung. Auch wären beyde Begriffe so ziemlich eins für mich.

Bey diesem Gefühl, das mich beherrscht, und das, ihm wenigstens ahnen zu lassen, mich kein

unzeitiger Stolz verhindert, weil ich es unrecht fände, mich der Sympathie zu schämen, die mich an den vorzüglichsten Mann, den ich je gekannt, bindet — bey dieser Stellung meines Wesens gegen ihn wäre es eine Art Frevel an der Natur, zu zweifeln, ob er auch für mich fühlt. Er muß mich begreifen, weil ich ihn verstehe; er muß das heilige Geheimniß ahnen, das unsere beyden Seelen zu Einer macht, und ich bin überzeugt, daß es nur jene Vorurtheile sind, welche ihn an der vollen Anerkennung dieser Wahrheiten hindern. Sind sie einmahl dadurch zerstreut, daß seine Geliebte einem Andern pflichtmäßig angehört, — das Wort hat zauberische Macht auf so strenge Gemüther wie Alphonsens — dann wird ihn nichts mehr hindern, das innerste Wesen meiner Seele zu erkennen, und sich zu überzeugen, wie sehr sein Gefühl bisher in der Irre geschweift hat.

Ich vertraue auf frühere Erfahrungen, auf so manchen Sieg, den ich mit, und oft ohne Willen, über trotzige Männer davongetragen. Alexandrine von Z** darf sich ohne Täuschung und ohne Eitelkeit schmeicheln, ein freygegebenes Herz entzünden, beglücken, und fest halten zu können.

Sieben und dreyßigster Brief.

Alphons Elmwald an Lucie Florheim.

Marseille den 16. May 1809.

Es sind fünf Monathe, Lucie, seitdem ich nichts mehr von Ihnen gehört, kein Zeichen der Erinnerung mehr von Ihrer Hand empfangen habe. Daß Sie wenigstens einige meiner Briefe erhalten haben, weiß ich zuverläßig durch postämtliche Zeugnisse. Sie haben mir also aus irgend einer Ursache nicht antworten wollen. Ich vermuthe sie, ohne Ihr Geheimniß durchdringen, ohne Ihr Zartgefühl durch dessen Aussprechen kränken zu wollen. Es läßt sich begreifen, daß Ungewißheit der Zukunft, unaufhörliches Hinausrücken des einst gewünschten Zieles, und stets erneute Schwierigkeiten auch den treusten Sinn erschüttern, die standhafteste Beharrlichkeit ermüden können. Biethen

sich nun von der andern Seite Verhältnisse milderer Art, heitere Aussichten auf ein würdiges Glück dar, gesellen sich hierzu Überredung oder Wünsche theurer Personen, so erzeugt sich ein qualvoller Kampf, der schon darum, weil es ein Kampf ist, die Lösung der verworrenen Fäden auf irgend eine Art wünschenswerth macht. Was in meiner Macht steht, diese Qual von Ihrem Herzen zu nehmen, sey hiermit gethan. Eine neue Reise in Geschäften meines Herzogs hat mich nach dem mittägigen Frankreich geführt. Wie lange mein Aufenthalt hier währen wird, steht nicht in meiner Macht zu bestimmen.

Bey dieser Unsicherheit der Verhältnisse fühle ich, daß es unredlich seyn würde, noch länger das Fortbestehen einer Verpflichtung ansprechen zu wollen, die einst unter ganz andern Aussichten übernommen wurde. Empfangen Sie, verehrtes Mädchen, hiermit feyerlich Ihr einst gegebenes Wort zurück! Ich kann unter den jetzigen Umständen keinen Gebrauch davon machen, und würde es überhaupt nie anders, als mit Ihrer freyen Zustimmung. Sie sind ganz ungehindert. Jede Verbindlichkeit, die Sie vielleicht allzugewissenhaft noch gegen mich zu haben glauben könnten, ist hiermit gelöst Schalten Sie über Ihre Hand, wie über

Ihr Herz, nach freyer Willkühr, und seyen Sie versichert, daß, welches auch Ihr und mein Schicksal in der Zukunft seyn möge, die hohe Meinung, ja die Verehrung Ihres Werthes, ein bleibendes Gefühl in meiner Seele seyn wird!



